

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



Dezember 2014

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

Vereinssitz: München, VR 203729

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Mitgliedsbeitrag Einzelpersonen € 20; Ehepaare € 27; juristische Personen € 75

Vereinskonto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)
Postbank Hannover, Konto-Nr. 7602 308, BLZ 250 100 30
IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08
BIC PBNKDEFF

Unsere **außereuropäischen** Mitglieder werden gebeten, ihre Beiträge ab dem 1. Januar 2014 in Euro auf das Vereinskonto zu überweisen.

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben, ggf. den Namen des Mitglieds, für das überwiesen wird. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Bankbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin von selbst Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Dr. Siems Siemssen.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, richten Sie bitte an Dr. Ursula Fassnacht.

Impressum	HERAUSGEBER	REDAKTION
StuDeO-INFO ISSN 1866-6434	Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)	Ernst Dietrich Eckhardt †

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 1. April / 1. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten.

Wie danken unserem Mitglied **Martina Bölck**, Literaturwissenschaftlerin und Autorin, daß sie spontan für unseren verstorbenen Redakteur eingesprungen ist.

Titelbild – Eine Pagode in Nara/Japan, Siebdruck, erstellt von Emma Bormann (1887-1974). Siehe dazu S. 41f. Quelle: StuDeO-Archiv A0070. – Zu Emma Bormann siehe Titelgeschichte in StuDeO-INFO Dezember 2005.

Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Alexander Röhreke
Mauerkircherstraße 10
81679 München

STELLV. VORSITZENDE
Hilke Veth

SCHATZMEISTERIN
Elke Meller

REDAKTION
Ernst Dietrich Eckhardt †

ARCHIV,
SAMMELSTELLE
Renate Jährling

KONTAKTE JAPAN
Freya Eckhardt

WOLFGANG MÜLLER-
HAUS: VERWALTUNG
Dr. Ursula Fassnacht

SONDERAUFGABEN
Henning Blombach

SONDERAUFGABEN
Dr. Siems Siemssen

Liebe Mitglieder und Freunde des StuDeO

Als der japanischstämmige US-Politologe Francis Fukuyama nach dem Ende der Sowjetunion das „Ende der Geschichte“ verkündete, da er Hegels Geschichtsteologie im Sinne der letzten Synthese, wenn es nämlich keine weltpolitischen Gegensätze mehr gibt, als erfüllt ansah, haben die Kritiker seiner These auf den weiterhin andauernden Kalten Krieg zwischen Nord- und Südkorea hingewiesen. Ostasien schien das letzte echte Pulverfaß der Weltgeschichte zu bergen. Wie jede menschliche Idee unterlag auch die von Fukuyama dem Irrtum. Schon Marx, der Hegel vom „Kopf auf die Füße“ zu stellen glaubte, irrte sich in seinem Entwicklungsdeterminismus. Den gleichen Fehler machten amerikanische Politiker, die glaubten, ökonomischer Fortschritt ginge zwangsläufig mit der Etablierung einer Demokratie nach westlichem Muster einher. Weder in China, wo immense wirtschaftliche Fortschritte keinen Liberalismus produzierten, noch im Irak, wo an die Stelle der zwangsimplementierten Demokratie nur Zerfall und Zerstörung, u.a. des zweitausendjährigen mesopotamischen Christentums traten, haben sich die Hoffnungen auf eine zwangsläufige Evolution in der Geschichte bewahrheitet. 100 Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs, 75 Jahre nach dem Beginn seines Nachfolgekriegs und 25 Jahre nach dem Beginn des Zusammenbruchs des Warschauer Paktes sind wir nicht viel weitergekommen. Völkermorde wie in Kambodscha, Ruanda oder im Sudan, religiöser Wahn wie der des „Islamischen Staates“, der in einem Bluttausch jeden Gedanken an einen gütigen Gott erstickt und in letzter Konsequenz im Nihilismus endet, haben uns ein Mehr an Geschichte beschert als uns lieb sein kann.

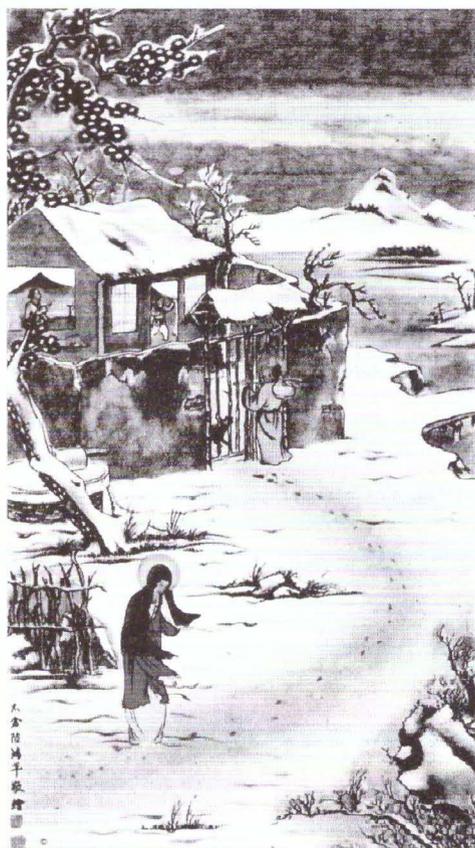
Als Verein, dem die Erinnerung an die Geschichte der Deutschen in Ostasien zentrales Anliegen ist, stehen wir vor der Herausforderung, daß Geschichte nicht nur Vergangenheit, sondern lebendige Ge-

genwart ist, die von vielen Entscheidungen* abhängt, die jeder im Kleinen wie im Großen trifft. Wir können sicherlich keinen direkten Einfluß auf Krieg oder Frieden nehmen, aber wir können dem Nihilismus, ganz gleich in welcher politischen oder religiösen Verkleidung er auftritt, ein Geschichtsbild entgegenstellen, das von den Leistungen und dem Wirken von Menschen zeugt, die den Mut besaßen, in die fernsten Länder zu reisen, dort zu leben, sich auf fremde Kulturen einzulassen, ihnen zu geben, aber auch von ihnen zu lernen: Das ist ein Bild des Respekts und der gegenseitigen Zuhilfenahme von Würde. In der Praxis gelang das nicht immer, aber bei allen Konflikten, die es gab, gip-

felten sie doch nicht in dem Wunsch nach der völligen Vernichtung des Anderen. Dieser Respekt vor dem Leben des Anderen, auch vor seinen womöglich ganz anderen Lebensentwürfen, ist in Ostasien im Daoismus wie auch in der buddhistischen Toleranz allem Lebendigen gegenüber im Kern ebenso angelegt wie in der europäischen Tradition der Aufklärung und des christlichen Humanismus. Erinnerungskultur heißt im Sinne unseres Vereins auch: Verständnis schaffen. Verstehen ermöglicht Toleranz und ist die Grundlage der Sympathie, die das Band des Vertrauens schafft, das Menschen produktiv miteinander verbindet.

Das aufzubauen, braucht einen längeren Atem als es zu zerstören, aber es ist es wert. Und Sie, liebe Mitglieder, Freunde und Förderer unseres Vereins, tragen dazu bei.

Am Ende eines bewegten Jahres, in dem wir in der Welt Widriges zur Kenntnis nehmen und auch in unserem Verein unsere Verluste tragen mußten – ich denke hier an die Verstorbenen unseres Vereins, insbesondere an den Tod unseres langjährigen Vorstandsmitglieds und treuen Redakteurs des StuDeO-INFOs Ernst Dietrich Eckhardt – bleibt dennoch die Hoffnung, die wir mit jedem neuen Jahr verbinden.



*Maria und Josef
auf der Suche nach einer Herberge
Japanischer Künstler*

In diesem Sinne wünscht Ihnen der Vorstand des Studienwerks Deutsches Leben in Ostasien ein glückliches Weihnachtsfest in der Hoffnung auf das Gute, das in diese Welt durch Jesus Christus getragen wurde, und ein glückliches neues Jahr im Zeichen des „Holz-Schafs“, von dem es heißt, es begünstige die Künste und die Herzensbildung bei Menschen. Und das ist doch eine Hoffnung wert.

Mit herzlichen Grüßen
bin ich Ihr



Nachruf auf Ernst Dietrich (Dieter) Eckhardt von seinem alten (Schul)Freund Johann Michael Schmidt

Kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahres ist Ernst Dietrich Eckhardt am 31. Juli 2014 gestorben. Vor zehn Jahren, im August 2004, wurde er von der Mitgliederversammlung zum Redakteur der Vereinszeitschrift von StuDeO gewählt. Seitdem bearbeitete er die eingesandten Artikel sprachlich und leitete die Redaktion insgesamt; die letzte Nummer, die unter seiner Verantwortung erschien, war die erste dieses Jahres.

Am 12. August hätte Ernst Dietrich Eckhardt die zweite Stufe biblischen Alters erreicht: „Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80.“ (Ps 90, 10) So heißt es in der Luther-Bibel, wörtlich übersetzt aber: „wenn in Kräften“. Doch mit seinen „Kräften“ war es seit einigen Jahren nicht mehr so gut bestellt. Seine Behinderungen machten ihm im Alter immer mehr zu schaffen.



*Dieter Eckhardt (vorne)
mit seinen Schulkameraden um 1943, Lehrerin: Frä. I. Brunotte*

E. D. Eckhardt wurde am 12. August 1934 in Karuizawa/Japan geboren. Von Beginn an war sein Leben eingeschränkt: Eine unglückliche Geburt verursachte lebenslange Schäden, eine halbseitige Lähmung und fast Blindheit auf dem rechten Auge. Zahlreiche komplizierte Operationen und aufwendige Behandlungen in München und in Peking verschafften ihm zwar Erleichterung, stellten ihn im

wahrsten Sinne des Wortes auf die Füße; aber sie waren mit langen Krankenhausaufenthalten verbunden. Deshalb konnte er seine Kindheit in Japan nicht unbeschwert auskosten, auch nicht die schöne Zeit im Ferienparadies von Karuizawa. Außerdem war Krieg; dessen Auswirkungen bekam die Familie auch dort zu spüren. E. D. Eckhardt besuchte den deutschen Kindergarten und die deutsche Grundschule in Yokohama, bis alle ausländischen Familien ins Landesinnere verbannt wurden. Seine Familie zog ganz nach Karuizawa; dort absolvierte er die Klassen 5-7 in der ausgelagerten Dependence der Oberschule Tokio-Yokohama, seit 1945 Missionsschule.

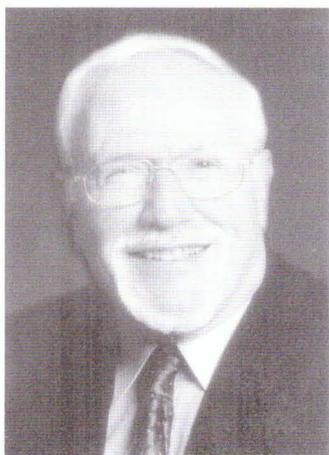
Nach Kriegsende herrschte Ungewißheit über die Zukunft der Deutschen, verstärkt durch wilde Gerüchte. Dazu kamen die Begrenzung der Bewegungsmöglichkeiten und schließlich 1947 die zwangsweise „Repatriierung“ nach Deutschland mit Verlust aller Habe. Nach siebenwöchiger, zermürbender Reise auf dem amerikanischen Truppentransporter „General Black“ war der Neuanfang in Deutschland nicht leicht. Doch nach schwierigen Jahren des Übergangs taten sich neue Lebensmöglichkeiten und -aussichten auf: In der langen Krankengeschichte, die E. D. Eckhardt selbst erstellt hat, gibt es auch weiße Flecken: Zwischen 1961 und 2000 finden sich keine Eintragungen, trotz mancher Beschwerden.

In Hamburg-Blankenese erlebte er eine schöne Schulzeit, die er 1953 mit dem Abitur abschloß. Im gleichen Jahr konnte sein Vater für seine alte Firma Illies & Co. wieder nach Japan ausreisen. Die damit verbundene Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage ermöglichte der Familie den Erwerb eines eigenen Hauses in Hamburg.

Mit bewundernswerter Energie trotzte E. D. Eckhardt seinem Handicap Radfahren, Schwimmen, Motorroller- und Autofahren ab und, als Wintersport, Snowbikefahren. Was anderen in den Schoß

fällt, mußte er sich mühsam erarbeiten. So verschaffte er sich in der Schule und in seinem großen Freundeskreis hohes Ansehen. Als es darum ging, wer für die Abiturienten die Rede zur Abschlußfeier halten sollte, fiel die Wahl auf ihn.

E. D. Eckhardt studierte Germanistik und Klassische Philologie in Hamburg und zwischenzeitlich in Göttingen. Nach seiner Rückkehr aus Göttingen verlagerten sich sein Interesse und seine Aufgaben ganz auf die Literaturwissenschaft; 1962 übernahm er eine Assistentenstelle im Seminar für deutsche Literatur an der Universität Hamburg bei



*Ernst Dietrich Eckhardt
1934 - 2014*

Prof. Dr. Beck, die er bis 1966 innehatte. Anschließend wechselte er durch dessen Vermittlung an das „Freie Deutsche Hochstift“ in Frankfurt/M. Hier bot sich ihm ein weites Feld vielfältiger Tätigkeiten: Als Redakteur arbeitete er an der Werkausgabe von Hugo von Hofmannsthal mit, gleichzeitig am Jahrbuch des Hochstifts, seit 1983 hauptamtlich. Im Jahr 1967 heiratete E. D. Eckhardt die Physiotherapeutin Freya Selig. Aus ihrer Ehe stammen zwei Söhne, die inzwischen selbst je zwei Kinder haben.

Als 1992-1998 das Frankfurter Goethehaus, das dem Deutschen Hochstift untersteht, restauriert und umgebaut wurde, bewies er nicht nur sein organisatorisches Talent, sondern auch architektonische und bautechnische Fähigkeiten. In allen Tätigkeiten bewährten sich sein Fleiß und seine absolute Verlässlichkeit.

Neben seinem Hauptberuf gründete Dieter mit seiner Frau und anderen im Jahr 1969 den „Verein zur Förderung der Integration Behinderter Taunus e.V.“ und war seit 2003 dessen Ehrenvorsitzender. Für seine Verdienste um diese vorbildliche Arbeit erhielt er im Jahr 2005 das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Im Ruhestand kehrte E. D. Eckhardt mit seiner Frau nach Norddeutschland zurück und fand in dem inzwischen für seine Bedürfnisse umgebauten Haus am Neversdorfer See in Bebensee sein letztes Zuhause. Hier sorgte seine Frau unermüdlich für ihn und schuf ihm die Möglichkeiten, auch weiterhin treu seine ehrenamtlichen Pflichten zu erfüllen, auch für StuDeO als Garant verlässlicher Redaktion und regelmäßigen Erscheinens der Mitteilungshefte. In Bebensee erlebte E. D. Eckhardt schöne Jahre, allerdings immer wieder unterbrochen durch Krankheiten und Klinikaufenthalte. Daneben blieb Zeit für Reisen, zu den Kindern, Verwandten und Freunden, auch in sein Geburtsland Japan.

In den vergangenen Wochen verschlimmerte sich sein Zustand; Beschwerden und Komplikationen häuften sich; immer öfter war er auf den Rollstuhl angewiesen. Er selbst spürte, daß es zu Ende gehen würde, und er war einverstanden. Zu seinem Sohn Philipp sagte er bei einer der letzten Begegnungen: „Mach den Bildschirm aus“. Der Bildschirm war seine letzte Verbindung zur Außenwelt, und diese Verbindung wollte er jetzt abschalten. Als der Sohn ihn fragte, was auf dem Bildschirm zu sehen sei, nannte er diese Worte: „Der Stand der Dinge“. Der Satz ist unvollständig – auch das ein Bild für das Sterben.

Während eines kurzen Aufenthalts auf der Intensivstation hat E. D. Eckhardt zwischenzeitlich nur für wenige Stunden das Bewußtsein wiedererlangt, hat aber die Gegenwart seiner Familie wahrgenommen und sich auch mit ihr verständigt. Am letzten Tag des Monats Juli ist er in ihrem Kreis ohne Schmerzen friedlich für immer eingeschlafen.

Nachruf auf Albert Konrad Wetzel, Mitbegründer des StuDeO

Am 11. Juli starb Albert K. Wetzel im Alter von 82 Jahren. Vor über zwanzig Jahren verfolgten er und Pastor Wolfgang Müller (1911-2003) gemeinsam die Idee, einen Verein zu gründen, der sich Wetzels Lebensthema „China – ein Land von gestern? Ein Leben für morgen?“ widmen¹ und die zuverlässige Weiterführung des Lebenswerks des da-

mals 80jährigen Pastors sicherstellen sollte. Am 15. August 1992 wurde unser – thematisch dann auf ganz Ostasien ausgedehnter – Verein im Rahmen des „Hüttentreffens“ in Achenkirch, dem jährlichen Zusammensein des Wolfgang-Müller-Freundeskreises, gegründet. Wetzel drückte damals den Wunsch aus, daß das Studienwerk die „Brücke zwischen Bewährtem von einst und Wünschenswertem für morgen“ schlagen möge. Er schrieb die erste Vereinssatzung und war zwei Jahre lang Geschäftsführer.

¹ Vgl. gleichnamigen Titel des von Wetzel im August 1992 erstellten und für den Nachruf verwendeten Lebenslaufs (StuDeO-Archiv *0005).

Albert Konrad Wetzel wurde am 21. April 1932 im Wellington Nursing Hospital in Tientsin/China geboren. Sein Vater, Albert Ferdinand Wetzel (1897-1969), ging 1923 als Kaufmann nach China, wechselte später, 1931, zu den „Deutsch-Chinesischen Nachrichten“ in Tientsin, die er – ab 1939 als „Deutsche Zeitung in Nordchina“ – als Hauptschriftleiter und Betriebsführer bis 1945 mit herausgab. Seine Mutter Frieda (1905-1969) arbeitete zunächst bei den Lifa Eisenwerken, der ersten deutschen Fahrradfabrik in China, und von 1928 bis 1943 am Deutschen Generalkonsulat Tientsin. Ihr Vater, Konrad Radunski, der seit 1910 die Modellschreinerei der Deutschen Werft in Tsingtau leitete, konnte sich 1914 der japanischen Gefangenschaft durch Flucht entziehen. Später unterrichtete er ein paar Jahre an der „Deutschen Ingenieurschule“ der Tongji-Universität in Shanghai.



Der achtjährige Albert mit Vater, Schwester Gertrud und Dieter Utech vor der Gordon-Hall in Tientsin 1940

Albert K. Wetzel besuchte die Deutsche Schule in Tientsin, an der Pastor Müller außer Religion auch Sport und Biologie unterrichtete. Als die Wetzels im Juni 1946 wie viele Deutsche unfreiwillig – auf dem US-Truppentransporter „Marine Robin“ – China verlassen mußten, war dies für den Vierzehnjährigen nur ein geographischer Abschied, denn: „Vom Le-

ben dort und seinen Menschen: Niemals!“

Bereits auf der Oberschule und an der Universität (er studierte Volkswirtschaft) befaßte er sich mit China, hielt sein Leben lang Vorträge über Land, Leute und aktuelle China-Fragen, unter anderem bei den Landeszentralen und der Bundeszentrale für Politische Bildung, und arbeitete in der China-Forschung. Von 1958 bis 1962 leitete er das Regional-Referat Fernost am „Forschungsinstitut für internationale technisch-wirtschaftliche Zusammenarbeit an der Rheinisch-Westfälischen TH Aachen“.

Eine seit Kindertagen fortschreitende Augenkrankheit ließ ihn mit achtundzwanzig Jahren vollständig erblinden, ein Schicksalsschlag, den er mit der ihm eigenen Energie und starkem Lebensmut in

bewundernswerter Weise überwand. In der Folge wurde das „Bundesministerium für wissenschaftliche Forschung“ in Bonn (später „BM für Bildung und Wissenschaft“) sein Arbeitgeber. Erfolgreich durchlief er als Ministerialrat verschiedene Bereiche in leitender Funktion, wobei sein phänomenales Gedächtnis seine Blindheit kompensierte. Auch hier setzte er sich für den Fernen Osten ein, initiierte Bildungsprogramme und unternahm 1983 in Begleitung seiner Frau Rosemarie eine Studien- und Vortragsreise durch die VR China.



*Albert Konrad Wetzel
1932 - 2014*

Albert Wetzel ging auf die Menschen zu, immer freundlich, herzlich und sehr offen. Gleichwohl machte er es seinen Mitstreitern bei StuDeO manchmal schwer, wohl weil er sich in über großem Maße für die Belange des Vereins verantwortlich fühlte, selbst nach seinem Austritt aus dem Vorstand im Jahre 1994. Seine langen Schreiben, in denen er seine Vorstellungen und Forderungen nachdrücklich darstellte, waren gefürchtet. Doch reichte er immer wieder die Hand zur Versöhnung. Am Ende sandte er der Mitgliederversammlung 2010 ein Grußwort zu, in dem Sinne: Er habe viele Ideen – auch gegen Widerstand – durchsetzen wollen, müsse aber aus heutiger Sicht eingestehen, daß nicht alle richtig waren, und drückte seine Anerkennung für die Arbeit des Vorstands aus. StuDeO dankt Albert Wetzel für seine so wertvollen „richtigen“ Anstöße und dankt an dieser Stelle auch seiner Frau Rosi für ihren unermüdlichen Einsatz an seiner Seite. Denn ohne sie wären viele Aktivitäten ihres Mannes nicht möglich gewesen. Sie drückt es berührend so aus:

Immer sind wir zwei gegangen,
stets den gleichen Schritt,
was vom Schicksal Du empfingen,
ich empfang es mit.

Renate Jährling



Auferstehung ist unser Glaube,
Wiedersehen unsere Hoffnung,
Gedenken unsere Liebe.

Aurelius Augustinum

Ursula Giesler	+2012	
Irene Redeker geb. Flakowski	16.11.2012	86 Jahre
Ilse Hoferichter	21.11.2012	87 Jahre
Karin Franz	Jan. 2013	88 Jahre
Henner Eckhardt	08.07.2013	
Hedda Theen-Pontoppidan	Okt. 2013	101 Jahre
Helga Baldauf geb. Rasch	22.10.2013	75 Jahre
Ursula Reinhardt geb. Schläger	07.11.2013	82 Jahre
Jürgen Stickforth	10.11.2013	87 Jahre
Inga Michaelsen geb. Iben	24.11.2013	87 Jahre
Gertraud Flegler	18.12.2013	87 Jahre
Ursula Frese geb. Berg	27.01.2014	98 Jahre
Franz Geyling	17.02.2014	87 Jahre
Hertha Knüpfel	24.02.2014	86 Jahre
Hildegard Nehring geb. Wallau	20.03.2014	91 Jahre
Henny Pape geb. Ludwig	24.03.2014	91 Jahre
Helmut Siemssen	26.03.2014	89 Jahre
Johanna Krupski geb. Busse	10.04.2014	93 Jahre
Harriet Röhreke	18.04.2014	95 Jahre
Marthe Bellstedt geb. Clémann	13.05.2014	82 Jahre
Tom McClelland	20.05.2014	86 Jahre
Doris Skoff	29.05.2014	84 Jahre
Eva-Inge Hintze geb. Kelsen	10.06.2014	fast 90 Jahre
Walter Hermann Refardt	11.07.2014	91 Jahre
Albert Konrad Wetzell	11.07.2014	82 Jahre
Ernst Dietrich Eckhardt	31.07.2014	fast 80 Jahre
Klaus Müller-Ibold	03.08.2014	85 Jahre
Helga Kraus geb. Meske	09.08.2014	78 Jahre
Friedrich Flakowski	22.08.2014	87 Jahre
Klaus Kinzel	30.08.2014	84 Jahre
Vera Katzenberger geb. Bader	03.09.2014	95 Jahre
Inge Meyer geb. Becker	14.10.2014	91 Jahre

Das StuDeO gratuliert sehr herzlich seinen Mitgliedern und Freunden, die im Jahre 2014, hochbetagt, ihren Geburtstag begehen konnten, und wünscht ihnen alles erdenklich Gute.

100 und mehr Lebensjahre erreichten:

Rose Joedicke 101 J. in Lugano
Dieter von Hanneken 100 J. in Californien
Hertha Woelcken-Gipperich 100 J. in Detmold

90 und mehr Lebensjahre erreichten:

Anna-Kath. Koch-Blume 99 J. in Aumühle
Helene Sonntag-Triebe 99 J. Allambie-H./Aus
Lotte Arnt 98 J. in Wetzlar
Berta Kleimenhagen-Steybe 98 J. in Stuttgart
Maria Wichmann-Redlich 98 J. in Berlin
Elinor Hoffmann-Göldner 96 J. in Neapel
Helga Becker 94 J. in Fellbach
Elisabeth Huwer 94 J. in Berchtesgaden
Ursula Jensen 94 J. in Ahrensburg
Blanca Hedi Arndt-Renner 93 J. in Worcester/USA
Ursula Frommelt-Statz 93 J. in Düsseldorf
Martha Gerhart-Steybe 93 J. in Stuttgart
Edith Günther-Körner 93 J. in Wentorf
Lilli Hachmeister-Wömpner 93 J. in Berlin
Jutta Jäger-Maurer 93 J. in Bremen
Inge Koch-Kniepf 93 J. in Williamson/USA
Wera Schoenfeld-Siemssen 93 J. in Aumühle
Helga Selig-Trapp 93 J. in München
Martha Strasser-Klein 93 J. in Icking
Lola Westendorf-Parge 93 J. in Hamburg
Lydia Ambühl-Eidenpenz 92 J. in Breitenbach/CH
Inge Kütke-Cordes 92 J. in Willingen
Max Kupka 92 J. in Hungenroth
Peter H. Müller-Brunotte 92 J. in Stockholm
Günther Schödel 92 J. in Bischofswiesen
Emilie Schwammel 92 J. in Wien
Antonia Woike-Wietz 92 J. in Norderstedt
Gisela Bowerman-Lange 91 J. in W.-Horsley/GB
Günter Dölling 91 J. in Hamburg
Inge Glässel-Köhler 91 J. in Biberach
Wiltrud Gohdes-Tiefenbacher 91 J. in Aumühle
Carla Greis-Treppenhauer 91 J. in Dayton/USA
Irmgard Grimm 91 J. in Kronberg
Herwig Herr 91 J. in Grafing
Inge Kraut-Trapp 91 J. in Leinfelden
Desmond Power 91 J. W.-Vancouver/Ca
Eddy Stengel 91 J. in Dortmund
Wolf H. Weihe 91 J. in Brannenburg
Gertrud Atzert-Schulze 90 J. Hann.-Münden
Erika Dello 90 J. Sault Ste. Marie/Ca
Barbara Helm-Schinzinger 90 J. in Seattle/USA
Hildegard Herr-Pietzcker 90 J. in Grafing
Fritz Hübotter 90 J. in Berlin
Harold G. Lenz 90 J. Tinton Falls/USA
Armin Rothe 90 J. in Radolfzell
Milutina Walther-Kohlmetz 90 J. in Hausham

85 und mehr Lebensjahre erreichten:

Norma Hachgenei-Gertis 89 J. in Aschaffenburg
Kascha Kloos-Schmidt 89 J. in Stellenbosch/RSA

Karl Kranz 89 J. in Bruce/Aus
Gerrit Kreling 89 J. in Waldalgesheim
Ludwig Lange 89 J. in S.Yarmouth/USA
Gertrud Leopold-Mucks 89 J. in Gelsenkirchen
Karl-Heinz Ludwig 89 J. in Wien
Christian Macke 89 J. in Hamburg
Adelheid Meyer-Antosch 89 J. in Halle
Keiko Refardt-Kuboka 89 J. in Kobe
Friederun Reichelt-Grimm 89 J. in Berlin
Lilo Schmidt 89 J. in Seeheim-Jugenh.
Gerhard Schreck 89 J. in Tokyo
Ilse-Marie Steger-Simon-E. 89 J. in Wasserburg
Wolfgang Troeger 89 J. in Stafford/Aus
Jimmi Wolter 89 J. in Hamburg
Eva Bodenstern-Skoff 88 J. in Wien
Helga Eggers 88 J. in Bremen
Lilo Ertelt-Wilfert 88 J. in Baden/Ö
Hanns Hachgenei 88 J. in Aschaffenburg
Christl Hickman-Skoff 88 J. in San Diego/USA
Elise Hofmeister-Bahlmann 88 J. in Darmstadt
Inge Huetter-Mohrstedt 88 J. in London/Ca
Gisela Kallina-Riedler 88 J. in Seibersdorf
Marlis Klare Rothe 88 J. in Bremen
Renate Kurowski-Kessler 88 J. in Allschwil/CH
Peter Stickforth 88 J. in Göppingen
Karl-Arnold Weber 88 J. in Betzweiler-W.
Fritz Wittig 88 J. in Berlin
Anne-Marie Chow 87 J. in Peking
Dirk Bornhorst 87 J. in Caracas/Venez.
Inge de la Camp 87 J. in Chicago/USA
Carl Friedrich 87 J. in Inhornberg
Nina Hohmann-Wilhelm 87 J. in Erlangen
Undine Kaiser-Pinks 87 J. in Heidesheim
Marianne Kleemann-Bass 87 J. in Düsseldorf
Helmut H. Meyer 87 J. in Bad Homburg
Hellmuth Pflüger 87 J. in Hamburg
Harry Poulsen 87 J. in São Paulo/Brasil
Horst Rosatzin 87 J. in Riehen/CH
Bernd W. Sandt 87 J. in Midland/USA
Gert Stolle 87 J. in Ahrensburg
Gerhard Wolf 87 J. in Hamburg
Jörn Anner 86 J. in E.Warburton/Aus
Martin Braun 86 J. in Hamburg
Heinz J. Eggeling 86 J. in Wien
Gustav Hake 86 J. in Celle
Heinrich Jährling 86 J. in Melbourne/Aus
Heinrich Kranz 86 J. in Hamburg
Helmi Raatschen-Kroh 86 J. in Duisburg
Siegfried Richter 86 J. in Bahama/USA
Christa Schwanke-Meyer-Gl. 86 J. in Hamburg
Alessa de Wet-Hudec 86 J. in Chandler/USA
Paul Erik Höne 85 J. in Mülheim
Lothar Köppen 85 J. in Aichwald
Gerda Lück 85 J. in Mülheim
Lotti McClelland-Krippendorff 85 J. in Carriere/USA
Joachim Rudolf 85 J. in Hamburg

Franz Wilhelm Junghuhn (1809-1864), der Humboldt von Java

Die Lebensgeschichte eines bedeutenden deutschen Forschers

2. Teil (Schluß)

Peter Hütz

Vorbemerkung: Der 1. Teil des Aufsatzes, erschienen im INFO Dezember 2013, S. 6-8, beschrieb Junghuhns Jugendzeit und seinen ersten Aufenthalt in Niederländisch-Indien ab 1835 sowie seine Forschungsarbeiten auf Sumatra und Java damals.

Genesungsaufenthalt in den Niederlanden

Im August 1848 reiste Junghuhn nach Europa, um sich von den Strapazen seiner vielen Exkursionen zu erholen. Zunächst besuchte er seine 1844 verwitwete Mutter in Mansfeld. Dann siedelte er sich nach einem kurzen Aufenthalt in Den Haag in Leiden an. Die dortige Universität, die reichhaltige Bibliothek und die Pflanzensammlung im „Rijksherbarium“ boten ihm die besten Arbeitsmöglichkeiten. Seine botanischen, geologischen und paläontologischen Sammlungen verkaufte er der Universität unter der Bedingung, sie nicht dem „Rijksherbarium“ zu übergeben, mit dessen Direktor Carl Ludwig Blume er seit Jahren in Streitigkeiten verwickelt war. Die Universität sollte die Sammlungen von eigenen Fachleuten auswerten lassen. Junghuhn konzentrierte sich hier und jetzt auf die Niederschrift seines Hauptwerks „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart“, dem seine dort entstandenen Aufzeichnungen zugrunde lagen.

Im Januar 1850 heiratete er die zweiundzwanzigjährige Offizierstochter Johanna Louisa Frederica Koch aus Leiden. Mit ihr besuchte er seine inzwischen nach Schlesien umgezogene Mutter und stellte seine Frau auch seinem alten Freund und Weggefährten Wirtgen vor. Im September 1852 nahm er, um seine Rechte leichter wahren zu können, die niederländische Staatsbürgerschaft an.

Zu Beginn des Jahre 1852 wollte der niederländische Kolonialminister Charles Ferdinand Pahud Junghuhn beauftragen, Samen und Setzlinge des Chinarindenbaums aus den südamerikanischen Anden nach Java zu überführen. Junghuhn lehnte wegen Arbeitsüberlastung ab und schlug vor, den deutschen Botaniker Justus Karl Hasskarl (1811-1894) statt seiner zu entsenden. Mit der Bitte, sein Werk über Java vollenden und vor allem eine zuverlässige Karte von Java erstellen zu können, erreichte er Pahuds Zusage.

1855 erschien das Werk, das Junghuhns Ruhm als Erforscher Javas endgültig gefestigt hat: „Die

Kaart van het Eiland Java“.¹ Es machte Junghuhn bis in die höchsten Kreise der europäischen Gesellschaft bekannt. Am 21. August 1855 nahm er sogar an einem Diner im Schloß Sanssouci teil, zu dem ihn Friedrich Wilhelm IV auf Empfehlung Alexander von Humboldts eingeladen hatte.

Rückkehr nach Java, Aufzucht von Chinarindenbäumen

Am 1. August 1855 begab sich das Ehepaar Junghuhn an Bord der „Minister Pahud“, um nach Java zurückzukehren. Dort stellte die Kolonialregierung Junghuhn ein geräumiges Haus, wieder in der Nähe von Lembang, zur Verfügung, wo er sich in deren Auftrag der weiteren Erforschung Javas widmete. Er unternahm lange Studienreisen und war nur selten zu Hause. Im August 1857 wurde ein Sohn geboren.

Seit Dezember 1854 betrieb die holländische Kolonialregierung den Anbau von Chinarindenbäumen, aus deren Rinde das gegen Malaria wirksame Chinin zu gewinnen ist. Der von Junghuhn empfohlene Botaniker Justus Karl Hasskarl hatte Samen und Setzlinge aus Südamerika, wenn auch nicht ganz legal, beschaffen können. Gemeinsam mit Johannes Elias Teijsmann, dem Obergärtner des Botanischen Gartens Buitenzorg [heute Bogor] legte er versuchsweise eine Plantage auf dem Osthang des Vulkans Gunung Gede an, die sich aber schon wegen der dort vorherrschenden Trockenheit als völlig ungeeignet erwies. Hasskarl, gesundheitlich geschwächt, gab auf und nahm 1856 seinen Abschied. An seine Stelle als Direktor der Chinarindenbaum-Plantagen trat Junghuhn, der sie sofort in höher gelegene Gebiete nördlich von Bandung verlegte. Diese Maßnahme erwies sich als bahnbrechend und trug dazu bei, daß Niederländisch-Indien allmählich zum bedeutendsten Chininproduzenten der Welt wurde.

Doch auch Junghuhn hatte Schwierigkeiten mit seinen Plantagen. Sein Versuch, die von Hasskarl eingeführte „Cinchona calisaya“ durch die „Cinchona pahudiana“ zu ersetzen, schlug fehl, da ihr Chiningehalt nicht höher war als der der calisaya, sie aber komplizierte und daher teure Anbaumethoden erforderte. Die ertragreichste Art

¹ Die Java-Karte ist im Original etwa 3,10 m lang.

des Chinarindenbaums wurde erst nach Junghuhns Tod von Charles Ledger gefunden, der sie „Cinchona ledgerian“, also nach sich selbst, nannte.

Die Verlegung der Pflanzungen und die zunächst ausbleibenden Erfolge führten zu nicht enden wollenden Streitigkeiten zwischen Junghuhn, der keine Kritik duldete, Teijsmann und der Kolonialregierung, die den Anbau der als minderwertig angesehenen „Cinchona pahudiana“ im September 1862 verbot. Ein weiterer Widersacher erwuchs Junghuhn in dem Leidener Professor Willem Hendrik de Vriese, der von der nervös gewordenen Kolonialregierung den Auftrag bekommen hatte, die Cinchona-Plantagen zu inspizieren. Junghuhn wurde darüber so wütend, daß er damit drohte, de Vriese zu erschießen, sollte er es wagen, die Plantagen zu betreten.

Zum Streit kam es auch mit dem Pharmakologen Johan Eliza de Vrij, der ursprünglich auf Junghuhns Empfehlung von der Kolonialregierung eingestellt worden war. Diesem gelang zwar die Gewinnung von Chininoxalat-Kristallen aus der Rinde von in Java gewachsenen Chinarindenbäumen, die er stolz dem inzwischen zum Generalgouverneur aufgestiegenen Pahud vorlegte, nicht jedoch Junghuhn von der Minderwertigkeit der „pahudiana“ zu überzeugen. Allein schon mit dem Versuch, Junghuhn umzustimmen, zog er sich dessen Feindschaft zu. Entnervt kehrte er in die Niederlande zurück.

Die Zahl der Gegner Junghuhns wuchs rapide. Zu Recht nahm man Anstoß an seiner überheblichen und provozierenden Ausdrucksweise, mit der er die Grenzen des Erträglichen überschritt.

Junghuhns letzte Lebensjahre

Dank seiner Leistungen als Naturwissenschaftler, die auch sein großes Vorbild Alexander von Humboldt rückhaltlos anerkannte, schwoll der Strom internationaler Besucher ständig an. Dazu gehörten auch zwei Forscher der österreichischen Novara-Expedition, die auf ihrer Weltumseglung im Mai 1858 von Junghuhn in seinem Haus in Lembang freundlich empfangen wurden. Der Geologe Ferdinand von Hochstetter, einer der beiden Gäste, schrieb einen begeisterten Brief über diesen Besuch an Humboldt.

Im Juni desselben Jahres besuchte ihn der Berliner Völkerkundler Fedor Jagor. Humboldts Empfehlungsschreiben verschaffte ihm eine überaus herzliche Aufnahme. Er erhielt von Junghuhn einen genauen Routenplan, der auf geologische Besonderheiten, malerische Landschaften und vieles andere auf der Reiseroute hinwies. Jagor durfte auch Junghuhns Java-Buch mitnehmen. Begeistert äußerte er sich darüber wie folgt: „Wer nicht an Ort und Stelle, sein Buch in der Hand, das Geschriebene geprüft hat, wird sich keine Vorstellung machen können von der Genauigkeit der Beschreibung und der Klarheit, mit der die Verhältnisse aufgefaßt sind.“

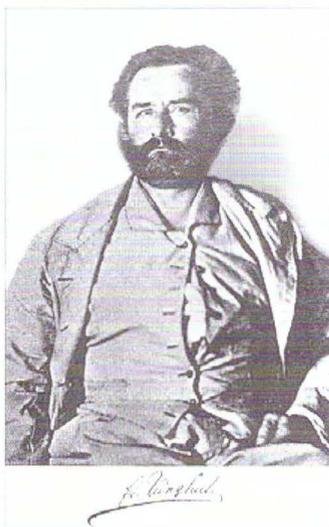
Von September bis Oktober 1861 weilte Ferdinand Freiherr von Richthofen, der später durch seine Chinaforschungen bekannt werden sollte, auf Java. Einen Monat lang führte Junghuhn den jungen Forscher auf einer sorgfältig gewählten Route durch den Westen der Insel. Er lehrte ihn dabei u.a. die vielfältigen Möglichkeiten der Beobachtung im Gelände. Dankbar bekannte sich von Richthofen später als Junghuhns „bleibender Schuldner“. Diese Besuche, zu denen auch noch der des Schriftstellers Friedrich Gerstäcker kam, waren die Glanzpunkte im späten Leben Junghuhns, das ansonsten, wie dargestellt, des Cinchona-Anbaus wegen von endlosen Auseinandersetzungen überschattet

war. Dabei waren die äußeren Umstände erfreulich. Als leitender Kolonialbeamter bezog er ein gutes Gehalt und konnte sich ein komfortables Leben leisten.

Seine Gesundheit aber war angeschlagen. Eine Amöbenruhr, die er sich auf der Reise mit von Richthofen zugezogen hatte, konnte er nie mehr ganz überwinden. Ein Leberabszeß verschlimmerte seinen Zustand und erwies sich letztlich als tödlich. Seinen Freund und Arzt, Dr. Isaac Gronemann, der bei ihm im Studierzimmer wachte, bat er, das Fenster zu öffnen, um seinen geliebten Bergen Lebewohl sagen, zum letzten Mal den Urwald sehen und die reine Bergluft atmen zu können. Kurz darauf – es war der 24. April 1864 – starb er, erst 54jährig.



Cinchona calisaya



Franz Wilhelm Junghuhn
Selbstaufnahme 1860

Epilog

Junghuhn war zweifelsohne einer der bedeutendsten Naturforscher des 19. Jahrhunderts, wie ihn wohl auch sein großes Vorbild Alexander von Humboldt gesehen hat, mit dem eine freundschaftliche Beziehung bestand. Dabei hatte er niemals auch nur ein einziges naturwissenschaftliches Fach an einer Universität studieren können. Er war ein genialer Autodidakt mit einem umfangreichen Wissen auf den Gebieten der Botanik, der Geologie und der Paläontologie. Daneben war er ein brillanter Beobachter und Zeichner, der mit einer an Pedanterie grenzenden Genauigkeit Pflanzen, Bäume, Vulkane und Landschaften zeichnerisch festhielt und schließlich als farbige Lithographien veröffentlichte. In Verbindung mit einer ebenfalls beherrschten und weiterentwickelten Vermessungstechnik gelang es ihm, zunächst auf Sumatra dann später auf Java, Landkarten zu erstellen, deren Genauigkeit 150 Jahre später durch Satellitenaufnahmen bestätigt wurde. Dabei hatte Junghuhn diese erstaunlichen Leistungen unter primitivsten, oft lebensbedrohenden Umständen mit zum Teil völlig unzureichenden Instrumenten erbracht.

Der Kampf um das richtige Vorgehen bei der Entwicklung des Chinarindenbaums überschattete die letzten Jahre Junghuhns. Die holländische Kolonialregierung erkannte aber die Verdienste dieses

großen Forschers posthum an, trotz mancher Querelen zu dessen Lebzeiten.

Aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages [26. Oktober 1809] am 10. Juli 1910 wurde von der Königlich Niederländischen Gesellschaft für Geographie über dem Eingang seines Geburtshauses in Mansfeld eine Gedenktafel enthüllt, mit der sie ihm, auf holländisch, für seine Arbeit auf Java dankte. Als das Haus 1979 wegen Bauauffälligkeit abgerissen werden mußte, wurde die Tafel geborgen und drei Jahre darauf an einem am Straßenrand aufgestellten Steinsockel befestigt. Nach der Wende entstand daraus eine kleine Gedenkstätte.



Sein Grab im Taman Junghuhn (Junghuhn Garten) in Lembang, dessen Lage der Verstorbene noch selbst bestimmt hatte, wird von einem Obelisken überragt, den seine Witwe errichten ließ. Die Anlage wurde 1993 vom Goethe-Institut in Bandung restauriert und wird ständig gepflegt.

Fräulein Marie Antoinette Son(n)tag (1838-1922) eine international agierende Frau am Koreanischen Kaiserhof

Sylvia Bräsel

Zu Beginn des Jahres 1905 reiste der geschätzte deutsche Architekt Curt Rothkegel (1876-1945)¹ nach Seoul. Denn der Kaiserpalast, eine Holzkonstruktion, war einem Großfeuer zum Opfer gefallen, und der Hof dachte über einen Neubau im „europäischen Stil“ nach. In dieser Zeit war der politisch schwache Monarch Gojong bereits zu einem Spielball im Kampf der Großmächte um den Einfluß in Korea geworden, der 1910 in die Kolonialisierung Koreas durch Japan führen sollte.

Die Verbindung Rothkegels zum Kaiserhof stellte eine ältere Dame bürgerlicher Herkunft aus dem Elsaß her, die in Seoul als „graue Eminenz“ galt und als Europäerin die Gunst des koreanischen Kaisers genoß. Auch ihre guten Kontakte zu westlichen Repräsentanten in der Region wie dem

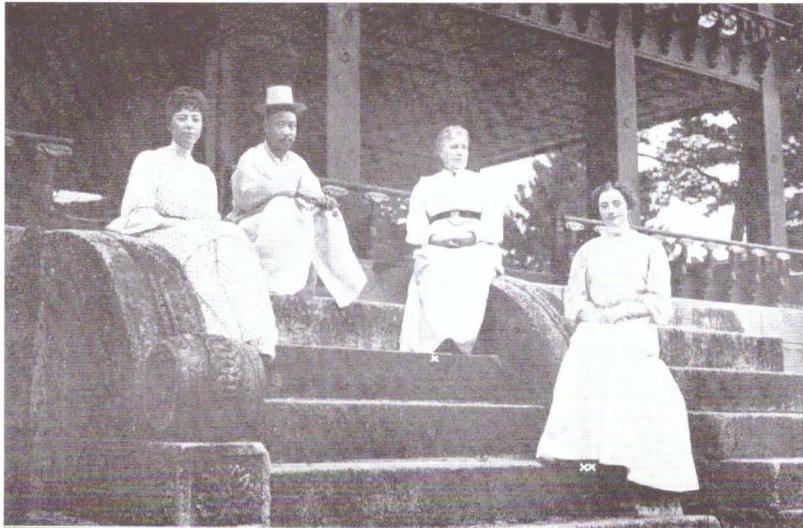
Gouverneur von Tsingtau, Oskar von Truppel, und Hauptmann a.D. Ernst Kroebel, der einen Importhandel für Kantinenartikel sowie Luxus- und Gebrauchsgüter betrieb, waren bei der Vermittlung von Geschäften zwischen Ost und West von Bedeutung. In ihrer Position als Vertraute und Beraterin von Gojong hatte sie großen Einfluß am Hofe, den sie auch materiell zu nutzen wußte. Nur der Engländer Mac Levy Brown hatte eine ähnliche wichtige Position als Finanzberater. Sogar Diplomaten der westlichen Mächte suchten ab und an ihre Hilfe, um ihre Ziele bei der Regierung durchzusetzen, zumal das Intrigenspiel am Hof im Vorfeld der Kolonialisierung Koreas florierte.

Wer war diese ungewöhnliche Frau, die man die „ungekrönte Kaiserin von Korea“ nannte?

Frl. Marie Antoinette Sontag – so ihr gutbürgerlicher Name – scheint auf den ersten Blick keine

¹ Siehe StuDeO-INFO Juni 2013, S. 6-12. Das Bauprojekt in Seoul kam wegen der politischen Umwälzungen dann nicht zustande.

Voraussetzungen für eine Karriere mitzubringen, die um 1900 der Männerwelt vorbehalten ist. Auch Stereotype von dämonischer Weiblichkeit scheinen in ihrem Falle nicht zu greifen. Diese ledige Dame ist weder jung noch verführerisch, vielmehr erfüllt sie bis hin zur züchtigen europäischen Kleidung alle Klischees einer westlichen älteren Frau dieser Epoche. Männer spielen höchstens als Machtkalkül in ihren Handlungen eine Rolle.



*Emma Kroebel (rechts) und Antoinette Sontag (daneben)
Quelle: Emma Kroebel: Wie ich an den Koreanischen Kaiserhof kam.*

Antoinette Sontag, die am Koreanischen Kaiserhof im Vorfeld der Kolonialisierung (1896-1909) zur Stellung einer Hofzeremonienmeisterin aufstieg, ist auch keine emanzipatorische Weltenbummlerin aus besten Kreisen. Sie war stets darauf bedacht, persönliche Daten wie politische Netzwerke und geschäftliche Strategien zu verschleiern. Das hatte zur Folge, daß Frl. Sontag zwar zu den prominenten Persönlichkeiten der Frühzeit der deutsch-koreanischen Beziehungen gehört, daß jedoch in zeitgenössischen Reiseberichten wie anderen Quellen überwiegend nur Vermutungen über ihre Person (bis hin zum Alter!) zu finden sind. Ihre Herkunft, ihre Lebensdaten und auch ihr weiterer Lebensweg nach ihrer Rückkehr aus Korea blieben lange im Dunkeln. So mag es nicht verwundern, daß sich um keine andere Person in der mehr als 130jährigen deutsch-koreanischen Beziehungsgeschichte so viele – auch politisch motivierte – Spekulationen ranken wie um diese außergewöhnliche Frau.

„Über Allem aber wacht das greise Fräulein Sontag. Sie thront, dem Auge der Gäste verborgen, hinter dem traditionellen, koreanischen Schirme oder einem kostbaren Vorhang, von woher sie alles lenkt. Ein Wink von ihr genügt, um den ganzen Troß der kaiserlichen Dienerschaft, der bei solchen Gelegenheiten aufgeboden zu werden pflegt, in

Bewegung zu setzen.“ So beschreibt Emma Kroebel, die Marie Antoinette Sontag während einer Europa-Reise (1905/06) am Koreanischen Kaiserhof vertrat, in ihren Erinnerungen deren Position.² Auch der deutsche Leibarzt des Kaisers, Dr. Richard Wunsch, berichtet in seinen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen von dem geschickten Agieren dieser Dame, deren Wohlwollen man sich nicht verscherzen durfte.

Die Gründe für einen solchen Aufstieg klingen trivial und sind doch durch seriöse Akten belegt. Nachweislich kam Frl. Sontag 1884 mit der Familie des deutschstämmigen russischen Diplomaten Carl von Waeber und seiner Ehefrau Ella Alwine Alma (genannt Eugenie) geb. Maack nach Seoul und war dort für den Haushalt und die Erziehung der Kinder der Familie von Waeber zuständig. Doch als der koreanische König Gojong (1852-1919) nach der Ermordung der Japan tapfer Widerstand entgegensetzenden Königin Min (1851-1895) im Oktober 1895 vor den japanischen Soldaten in Frauenkleidern in die russische Gesandtschaft flüchtete, um sein Leben zu retten,

schlug die große Stunde von Antoinette Sontag. Der Aufenthalt zog sich über ein Jahr hin und der Monarch lernte in dieser Zeit die Fürsorge und Kochkünste von Frl. Sontag schätzen, schenkte ihr seine Gunst und belohnte sie auch reichlich mit Grundbesitz. Sie führte Kaffee zum Frühstück ein – und ihre Süßspeisen und Gebäck-Kreationen waren überaus beliebt und verdrängten nach und nach die einheimischen Spezialitäten. Erst am 20. Februar 1897 kehrte der König aus der russischen Gesandtschaft in seinen Palast zurück. Das gewachsene Vertrauensverhältnis des Königs zum russischen Gesandten Carl von Waeber und zu Frl. Sontag (beide beherrschten fließend Koreanisch) belegt die Tatsache, daß der Monarch wünschte, nunmehr von durch Rußland ausgebildeten Soldaten beschützt zu werden. Am 12. Oktober 1897 ließ sich König Gojong unter dem Namen Gwangmu zum Kaiser von Korea ausrufen, um zumindest formal mit Großmächten wie China, Japan und Rußland auf einer Ebene zu stehen.

Frl. Sontag ernannte er zum Dank für ihre Unterstützung und als Vertrauensbeweis zur Hofzeremonienmeisterin. Eine Frau und Ausländerin in

² Emma Kroebel: Wie ich an den Koreanischen Kaiserhof kam, Berlin 1909, S. 131.

dieses Amt zu berufen, war für viele Hofadlige ein Schock. Doch das Durchsetzungsvermögen und die Tüchtigkeit der westlichen Dame ließen bald die Kritiker – zumindest offiziell – verstummen. Es spricht für den Geschäftssinn von Frl. Sontag, daß sie während ihrer Zeit am Kaiserhof drei Gebäudekomplexe in Seoul für ihre Dienste vom Kaiser übereignet bekam. So entstand das „Hotel Sontag“ nach Plänen des russischen Architekten Aleksej Seredin-Sabatin. Hier verkehrten viele bekannte ausländische und koreanische Experten, Journalisten und Politiker.³ Der wohl prominenteste Gast war der spätere britische Premierminister Sir Winston Churchill (1874-1965), der Korea als Unterstaatssekretär für Kolonialangelegenheiten nach dem Russisch-Japanischen Krieg von 1904/1905 besuchte.

Noch vor Ausbruch dieses Krieges 1904 hatte Marie Antoinette Sontag ihr Hotel an den Franzosen J. Boher verkauft, der es in ihrem Sinne weiterführte. 1917 erwarb die Ewha High School das historische Gebäude und nutzte es als Internat. Im Jahre 1923 wurde es abgerissen und an seiner Stelle die Frey Hall errichtet, die wiederum bei einem Luftangriff während des Koreakrieges (1950-1953) zerstört wurde.

³ Häufige Gäste waren z.B. der amerikanische Diplomat John Sill, der britische Journalist Ernest Thomas Bethell, der 1904 mit dem koreanischen Journalisten Yang Ki-tak die progressive Zeitung „Daehan Maeil Shinbo“ gründete, die amerikanischen Missionare Horace Underwood, Henry Appenzeller, Homer Hulbert, der deutsche Arzt Dr. Richard Wunsch und der Begründer des Deutschunterrichts in Korea, Johann Bolljahn. Zudem nahmen von der koreanischen Regierung angeworbene Spezialisten wie der Amerikaner Henry Collbran, der in Seoul für den Bau der Straßenbahn zuständig war, hier Quartier. Von koreanischer Seite verkehrten im „Hotel Sontag“ Vertreter verschiedener politischer Strömungen wie Min Young-hwan, ein Neffe der Königin, oder Yoon Chi-ho und Lee Sang-jae, die zu den Gründungsmitgliedern des „Independence Club“ gehörten.

Frl. Antoinette Sontag, eine strikte und aktive Gegnerin der japanischen Machtansprüche, war schon am 24. September 1909 – noch vor der offiziellen Okkupation Koreas durch Japan – an Bord des Dampfers „Tsingtau“, in Begleitung des deutschen Lehrers Johann Bolljahn (1862-1928), nach Shanghai gereist. Dort ging sie an Bord eines französischen Schiffes in Richtung Marseille. Als reiche Dame, in Gesellschaft ihres koreanischen Dieners Yi Eiu Woon, ihrer Gesellschaftsdame Moda Takahochi und ihrer neun Lieblingshunde kehrte sie nach 25 Jahren nach Europa zurück und bezog ihre Villa „Au Matin calme“ in Cannes, die sie weltpolitisch weitsichtig bereits 1907 erworben und nach dem poetischen Namen für Korea (Land der Morgenstille) benannt hatte.



Besuch des Gouverneurs von Tsingtau, Exz. von Truppel, bei der Oberhofmeisterin des Kaisers von Korea, Frl. Sontag
Quelle: Ebd., S. 97

THE SONTAG HOTEL
(Formerly IMPERIAL HOUSEHOLD private hotel)
Is the Leading Hotel in Korea

Is the only First-Class Foreign Style Hotel inside the City Wall

Is centrally located in Legation Street, and has the benefit of being in the midst of the various Consulates and in close proximity to both (Nam-daimon and Seidaimon) Railway stations, thus affording every facility to travelers.

Fitted throughout with Hot and Cold Water, Electric Lights and latest Sanitary Arrangements. 25 Bedrooms, and private bathrooms attached in each. Reputed for its excellent Cuisine Française (under supervision of a French Chef).

Attendance of the best **Large Garden**
*Interpreters, Guides,
Carriages and Riding Horses Supplied*

Bar and large Billiard-room apart from the Hotel
French, Italian, Spanish and English spoken

Telephone No. 739 Telegraphic Address: "SONTAG-SEOUL"

J. BOHER
Proprietor and Manager

SEOUL, KOREA

Neue Forschungsergebnisse

Hier schließt sich der Kreis, und spätestens an dieser Stelle beginnen die sogar in Fachpublikationen bis heute kolportierten Legenden um die Lebensstationen und die Herkunft von Marie Antoinette Son(n)tag, die nunmehr durch mein Studium von Archivmaterialien in mehreren Ländern eindeutig widerlegt werden können. Denn nachweislich ist sie weder in Rußland bzw. in der Sowjetunion als „arme Frau“ vor Gram gestorben, noch war sie die Schwägerin

des bekannten Diplomaten Carl von Waeber bzw. Schwester seiner Ehefrau Eugenie, wie wiederholt ungeprüft in wissenschaftlichen Publikationen behauptet wird.⁴

⁴ Diese unwissenschaftlichen Behauptungen, Wiedergaben etc. finden sich bei Hans-Alexander Kneider: Globetrotter, Abenteurer, Goldgräber. Auf den deutschen Spuren im alten Korea, München 2009, S. 179-180, S. 167; Andrei Lankov: Asia Pacific and Rossiyskaya Gazeta, 13.2.2013; Chongko Choi: Vom Han bis zum Rhein. Geschichte der deutsch-koreanischen Beziehungen, Seoul 1983, S. 194 u. 196. – Rezension zu Kneider siehe StuDeO-INFO April 2010, S. 25-27.

Der gesellschaftliche Aufstieg wurde Marie Antoinette nicht in die Wiege gelegt. Sie war das erste Kind eines einfachen Grundschullehrers mit deutschen Wurzeln, der eine Anstellung im damals wirtschaftlich prosperierenden Elsaß an der Grenze zu Deutschland (das wechselseitig zu Deutschland oder zu Frankreich gehörte) gefunden hatte. Marie Antoinette Son(n)tag erblickte am 1. Oktober 1838 im kleinen beschaulichen Aubure (deutscher Name: Altweier) das Licht der Welt und nicht in Straßburg – wie u.a. kolportiert wird. Reichtum konnte die junge Familie nicht erwerben, da zwischen 1840 und 1845 vier weitere Kinder geboren wurden. Die Sterberegister des katholischen Pfarramtes von Aubure vermerken zudem den frühen Tod der Mutter im Jahre 1847 und den des Vaters 1848. Als Vollwaisen waren Marie Antoinette und ihre Geschwister früh zur Selbstständigkeit gezwungen. Insbesondere die Schwestern Marie Antoinette und Marie Pauline entwickelten eine bemerkenswerte Lebenstüchtigkeit. Die Heirat von Marie Pauline (1842-1937) mit dem aus einer bekannten baltendeutschen Familie stammenden Alexander Theodor Karlowitsch Maack (1846-1923) sollte sich als Glücksfall für die Geschwister erweisen. Die bilingual aufgewachsenen jungen Damen erlernten schnell die russische Sprache und vermochten sich sicher in einem mehrsprachigen kulturellen Umfeld zu bewegen. So erscheint es zumindest folgerichtig, daß sich Marie Antoinette Sontag im zaristischen Rußland gut in die neue Familie der Schwester eingliedern konnte. Besonders eng gestaltete sich der Kontakt zur Schwester des Schwagers, Eugenie Maack (1850-1921). Diese hatte gerade einen aufstrebenden jungen deutschstämmigen Diplomaten aus Liebau (heute Lettland) in russischen Diensten geheiratet: Sein Name war Carl Iwanowitsch (auch Carl Friedrich Theodor) von Waeber (1841-1910). Waeber, der in dieser Zeit eine wichtige Rolle in der Diplomatie in Ostasien spielte,⁵ ging 1876 als russischer Konsul nach Tientsin, begleitet von seiner Familie und Frl. Sontag als „Kinderfrau“. 1884 wurde Waeber zum russischen Gesandten in Korea ernannt und siedelte mit seinem Hausstand nach Seoul über.

So konnte es zur ungewöhnlichen Karriere der Marie Antoinette Sontag am Koreanischen Kaiserhof kommen. Ihre einzelnen Lebensstationen doku-

⁵ Vgl. u.a. das am 14. Mai 1896 geschlossene Komura-Waeber Memorandum.

mentieren auf spezifische Weise die politischen Krisen und Wandlungen der Zeit. In ihrer Villa „Au Matin calme“ in der Rue de Anemones in Cannes (die Mitte der siebziger Jahre einem Apartmenthaus weichen mußte) fanden 1918 die Schwester Marie Pauline Maack und ihr russisch-deutscher Ehemann Aufnahme. Beide hatten bis zur Revolution in Petersburg gelebt. Auch Eugenie von Waeber geb. Maack wohnte nach dem Tode ihres Mannes 1921 nachweislich in der Villa. Der koreanische Diener Yi Eiu Woon, der nach der Okkupation Koreas durch Japan in Frankreich als „japanischer Staatsbürger“ geführt wurde, erhielt



Villa „Au Matin calme“ in Cannes

Einmaliger Abdruck mit Genehmigung der Nachlaßverwalterin P. de Maack (Familienstamm Georgi de Maack, Bruder von Alexander und Eugenie)

über eine Eheschließung mit der deutschstämmigen Französin Emma Clementz – aus dem heimatischen Elsaß der Geschwister Son(n)tag – das Bleiberecht in Frankreich und entging damit einer Auslieferung.

Bedeutende Grenzüberschreitungen

Die mir vorliegenden Fotos aus dem Nachlaß, die Dokumente und Quellen aus Archiven in Deutschland, Frankreich und Russland, die den Lebensweg von Marie Antoinette Sontag belegen, zeigen bedenkenswerte grenzüberschreitende historische wie genealogische Verbindungen an. Internationalität und Interkulturalität mischen sich mit Traditionsbewußtsein und einer gelebten weitverzweigten Familiengeschichte, die exemplarisch für die tiefgreifenden weltpolitischen Veränderungen im 20. Jahrhundert stehen können. In der würdigen Familiengruft von Marie Antoinette Sontag auf dem katholischen Teil des berühmten Friedhofes „Du Grand Jas“ in Cannes, die von der ehemaligen Hofzeremonienmeisterin am Koreanischen Kaiserhof (so auch die Grabinschrift) erworben wurde, haben auch ihre Schwester Marie Pauline Maack,

deren Ehemann und ihre Gesellschaftsdame Omaki (Moda) Takahochi die letzte Ruhe gefunden. Frl. Sontag überschreitet auf spezifische Weise von Anfang an Grenzen. Das gilt sowohl für Standesschranken und finanzielle Beschränkungen als auch für Begrenzungen von Kulturen und Mentalitäten. Der ungewöhnliche Aufstieg einer westlichen unverheirateten Frau am Koreanischen Kaiserhof um 1900 erscheint im Rückblick als Resultat eines eisernen Willens, eines überlegten Tatendrangs bzw. kulturellen Anpassungsvermögens, verbunden mit Cleverness in ökonomischen, politischen wie persönlichen Fragen im Kontext der imperialen Bestrebungen der Zeit, die zur Okkupation Koreas durch Japan und schließlich in den ersten Weltkrieg führen sollten. Die Familiengeschichte dokumentiert auch auf eindrucksvolle Weise eine gelungene Integration von Migranten in eine andere Kultur und Gesellschaft durch Fleiß und Engagement. Die Lebenswege der Familie Son(n)-tag – Maack – von Waerber verbinden so symbolisch Ost und West über

mannigfaltige Grenzen und politische Begrenzungen hinweg. Diese „Brückenbauer“ sind ein wichtiges Bindeglied zur Verständigung zwischen den Kulturen und damit auch für heutige globale Herausforderungen bedenkenswert.



Grabstätte auf dem Friedhof „Du Grand Jas“ in Cannes

Einmaliger Abdruck mit Genehmigung der Friedhofsverwaltung/Madame C. Lavigne

Zur Autorin:

Dr. Sylvia Bräsel, Universität Erfurt (www.uni-erfurt.de/literaturwissenschaft/ndl/lehrende/braesel/).

Weitere Literatur:

Sylvia Bräsel: Marie Antoinette Son(n)tag (1838-1922) – eine Pionierin der deutsch-koreanischen Beziehungen.

Sylvia Bräsel: Das Wirken einer außergewöhnlichen Frau, die man die „ungekürzte Kaiserin von Korea“ nannte, in Hartmut Koschyk (Hrsg.): Garten der Freundschaft. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutsch-koreanischen Beziehungen, Lau-Verlag, Reinbek/München 2014, S. 177-192

Vor einhundert Jahren: Trauer um Tsingtau Briefe vom Herbst 1914 aus der Zuflucht in Peking 2. Teil (Schluß)

Käthe Saxer

Quelle: Liebe Geschwister! Briefe aus Peking von Käthe Saxer vom 4. September bis 19. Dezember 1914. Handschriftlich 22 Seiten (StuDeO-Archiv *1668). Abschrift: Sigrid Crome, leicht gekürzt und kommentiert von Renate Jährling.

Das Leben in Peking¹

13. Oktober 1914 Fortsetzung: Jetzt kann jeder Tag das Ende bringen. Vielleicht morgen schon. Diese Unruhe, die einen zu nichts kommen läßt. Man macht sich allerlei zu tun, es gibt viel zu besorgen, der Winter naht und keiner hat Wintersachen hier. Ob man dann wirklich noch den Winter

hier zubringen soll, wer hätte das gedacht. Mühsam bekommt man hier alles zusammen, man ist eben in China und war in Tsingtau in Deutschland. Dabei soll es hier im Winter enorm kalt sein. Kein einziges dunkles Kostüm habe ich mit, und meinen Pelz und alles Warme für die Kinder, alles muß ich neu hier beschaffen. Man muß sich behelfen, so gut es geht, so hat man genug zu nähen und auszu-tüfteln. Dazu macht man sich auf die Dauer die Wohnungen noch gemütlicher, in so einer Junggesellenwohnung fehlt es doch an allen Ecken und Enden. Gardinen läßt man waschen, näht Scheibengardinen, macht sich Bettdecken auf möglichst billige Weise und andere kleine Decken. Der Krepptstoff in allen Farben ist ein gutes Material. Mein Haus [im Gelände der Deutschen Gesandtschaft] liegt wie alle anderen mitten im Garten mit offener Veranda vor der ganzen vorderen Front. In

¹ Käthe Saxer (44) wurde im August mit ihren Kindern Justus (12) und Ruta (7) nach Peking evakuiert, während ihr Mann, Kapitän zur See Ludwig Saxer (45), Stabschef des Gouvernements Kiautschou, in Tsingtau stationiert blieb.

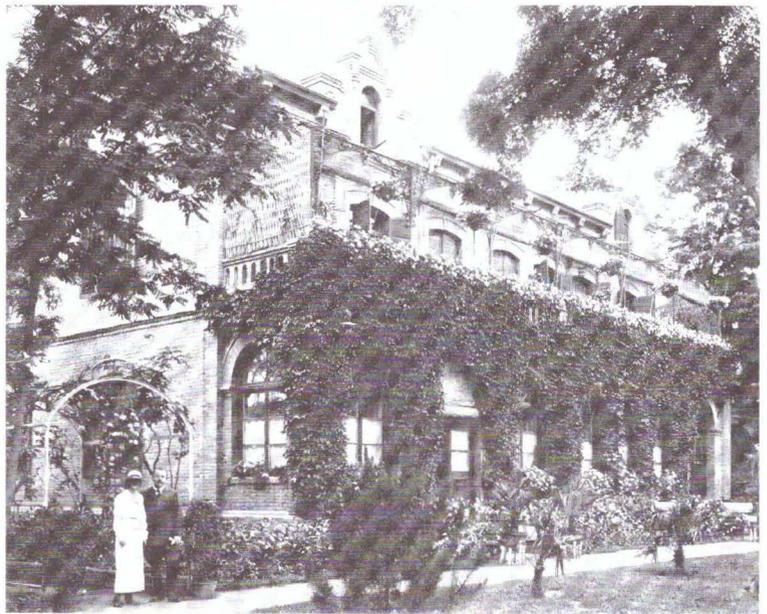
der Mitte führt die Haustür direkt auf eine große viereckige Diele, rundherum getäfelt, sehr behaglich. Rechts geht es in mein Wohnzimmer mit anstoßendem Schlafzimmer, Bad etc. Daneben hat Justus sein Zimmer. Links von der Diele liegt ein Eßzimmer, daneben ein großes Schlafzimmer für mich und Ruta, dann ein Zimmer, wo ich meine Koffer und Sachen stehen habe, und noch eins, wo der Boy schläft.

Ich habe unseren alten Boy zur Bedienung hier behalten, den Kuli aber in seine Heimat geschickt. Es war ganz schwer, er wollte durchaus nicht weg. Seine stehende Antwort war: „Ich wieder Stabs- haus gehen“. Ich versuchte, ihm klar zu machen, daß dort alles leer und er nicht dort sein könne, dann sagte er nur: „Maski bum bum, ich wieder Stabs- haus.“ [Das Bumbum macht mir nichts aus, ich gehe wieder ins Stabs- haus.] Ich gab ihm außer seinem Lohn das Reisegeld, da ist er schließlich weggezogen. Sein Letztes war: „Nachher wir alle wieder Stabs- haus.“ Er ahnt ja nicht, daß es nie wieder ein Stabs- haus geben wird. Seit zehn Jahren hat er nichts weiter gekannt, ungefähr so lange sind alle Chinesen in unserem Hause gewesen. Der Boy sagt auch oft zu den Kindern: „Nächsten Monat wir alle wieder Tsingtau!“

Hier ist ein wunderbares Herbstwetter, noch so warm, daß alles weiß trägt und im Casino noch mittags auf der offenen Veranda gegessen wird. Abends kühlt es allerdings sehr ab, man muß vorsichtig sein. Leider war Ruta krank, ziemlich schlimm. Sie liegt, heute gerade seit vier Wochen, an Ruhr. Gottlob ist alle Sorge jetzt vorbei. Sie sitzt im Bett und spielt und sang heute Morgen in hohen Tönen. Fieber hat sie nie gehabt. Außer dem Militärarzt hier, der jeden Tag dreimal kam, kam auch jeden Morgen der sehr tüchtige deutsche Zivilarzt. Wir denken jetzt bald ans Aufstehen und fangen schon an, wieder mehr zu essen. Die Hauptsache war bis jetzt Milch, viel Milch, beinahe zwei Liter Tag und Nacht. Eine wirklich unentbehrliche Hilfe ist mir in diesen Wochen Miss D. gewesen, sie ist geboren zur Krankenpflegerin und liebt das Kind und das Kind sie. Mittags geht sie zum gemeinsamen Essen ins Casino und abends ich.

Vor unserem Hause blühen die Rosen, rote Monatsrosen in Fülle, ich hole mir jeden Tag welche davon herein. Überhaupt die Blumen hier. Jeden Morgen kommen die Händler mit ihren Körben, und man kauft für wenige Cents und macht sich

sein Haus freundlich. Heute duftet alles nach Ambrarosen, ich liebe so tiefe Gerüche, abends ist ihre Zeit, wunderbar, dann erfüllen sie mit ihrem Duft alles. Entzückend sind die vielen hundertfarbigen großen Winden, wie bunte Glocken hängen sie an Gittern und Büschen, umringen die hohen gelben Sonnenblumen und steigen empor bis in die Bäume, die dann den Eindruck machen, als seien sie mit unzähligen Blüten besät. Ich staune immer wieder über solche Herbstpracht und freue mich daran und denke, ob mein Mann auch wohl den schönen Herbst bemerkt? Im vorigen Jahr haben wir im Oktober noch gebadet im Meer. Wie öde der Strand jetzt schon lange liegt! Unsere herrlichen Ritte in den Bergen, gerade im Herbst, unsere



Ein Wohnhaus im Garten der deutschen Gesandtschaft, Peking um 1915
Quelle: Edith v. Matzan: Briefe aus China (1986)

Fahrten. Ob denn wirklich alles für immer vorbei ist? So ohne Abschluß, so grausam schnell! Wir können es immer noch nicht fassen. Ich möchte noch einmal durch mein Haus gehen, mir noch so manches mitnehmen.

Jeden Abend gehen wir auf die Stadtmauer, die Sonnenuntergänge sind prachtvoll. Wie haben wir alle zuerst das Meer entbehrt, wir fanden alles so eng, so benommen. Die Berge in der Ferne machten uns nur noch sehnsüchtiger. Aber äußerlich waren wir stolz und taten fröhlich. Die Franzosen, die sich besonders breit machten, mochten denken, daß wir eben wieder eine Siegesnachricht von zu Hause bekommen. Recht stolz hieß es, wenn wir in längerem Zuge (die Tsingtaufrauen treten immer gleich in Geschwadern auf) dahin gingen, voran unsere Jungens in Jugendwehruniform, das Beil an der Seite. Justus reckte sich dann ordentlich und

sah mit Verachtung auf alles herab. Merkwürdig, jetzt nach Wochen, sieht man kaum mehr einen Franzosen abends auf der Mauer, meistens die schlanken, sympathischen Gestalten der Amerikaner. Unser Stück Mauer wird von Österreichern bewacht. Ein Engländer hat neulich geäußert, sie gingen nicht mehr auf die Mauer, das sei dort ja der richtige deutsche Kindergarten. Übrigens berühre ich nie Politik mit Miss D., sie hört von anderen, aber unsere Ansichten sind grundverschieden, und Ihr wißt, wie hartnäckig selbstgerecht, wie „blond“ die Engländer alle sind.

Justus geht mit Fleiß zur Schule. Man ist uns weitestgehend entgegen gekommen, hat alle Klassen eingerichtet in der kleinen deutschen Schule. Ein Oberlehrer, älterer Herr, der auf Urlaub war, ist hier hängengeblieben und hat Latein etc. übernommen.² Der schultechnische Beirat der Gesandtschaft, Dr. Schmidt, hat liebenswürdig auch einige Fächer selbst übernommen, und eine Frau Wang,³ die in Deutschland ihr Lehrerinnenexamen absolvierte und dann hier einen Chinesen geheiratet, bot sich für die Vorschule an, dadurch wurde eine Lehrerin für die Großen frei. So geht alles wunderschön, ich bin froh und dankbar, daß sich diese wichtige Schulfrage so glänzend gelöst hat. Turnen gibt sogar ein Unteroffizier.

Frau Meyer-Waldeck, die zuerst nach Tientsin gegangen war, ist auch noch hierher gezogen, so ist das Detachement jetzt ganz voll. Viele nehmen dieses wundervolle Wetter, um sich die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten anzusehen. Besonders die weitere Umgebung ist schön. Wir machten kürzlich eine Kanufahrt nach dem Prinzessinnengrab, einem alten Kaisergrab im Kleinen. Hohes Schilf an beiden Seiten, wir wurden gezogen vom Ufer aus. Von einem haushohen Felsen an einem was-

² Vermutlich „Schulmann“ Prof. Leonhardi – siehe sein Reisetagebuch „Sonnenschein und Sturm im Osten“ (Flensburg 1916) –, der als Sechzigjähriger im Mai 1914 mit seiner Frau eine Weltreise antrat, um ihren Enkelsohn „Hs.“ bei seiner Mutter, ihrer „ältesten Tochter Gr.“, verheiratet mit „Fr. Hff.“, in Tsingtau abzuliefern (S. 4). Vermutlich ist Margarete Hellhoff gemeint, die mit ihrem Sohn Hans 1917 im Deutschen Lager in Peking gemeldet ist. Leonhardi beschreibt ausführlich die Ereignisse um Tsingtau und seine Eindrücke in Peking, wohin die Familie geflüchtet war. Vor seiner Rückreise nach Deutschland über Shanghai und Amerika erwähnt er am 27. Juni 1915 rückblickend (S. 236): „...habe ich am Tage deutschen Kindern deutsche Bildung und deutsche Gesinnung einzupflanzen gesucht...“ (siehe auch S. 203).

³ Wahrscheinlich die Berliner Pfarrerstochter Ruth Wang geb. Kettner, verheiratet mit Wang Yin-tai, damals Kabinettssekretär. Ihre sechs Töchter wurden zwischen 1914 und 1929 in Peking geboren.

serfallartigen Wehr sprangen braune Jungens ins Wasser und tauchten nach Käschstücken [*Cash*, eigentlich *Bargeld*; hier: *Kleingeld*]. Zum Staunen.

16. Oktober 1914: Es kam ein Brief an für mich von Ludwig aus Tsingtau über Herrn [Major] Dinkelmann [*seit 1913 Militärberater von Präsident Yuan Shi-kai*], er hat noch am 4. abends mit dem Stab gegessen. Bei dem letzten nächtlichen Ausfall der 3. Kompanie ist leider der Hauptmann Grf. Hertzberg mit siebzig Mann seines Zuges abgeschnitten worden.⁴ Davon sind später drei noch angekommen und am letzten Tage noch einer, der sich in einer Ravine [*französisch; in Tsingtau damals übliche Bezeichnung für eine steile Schlucht*] verkrochen und sich dann gänzlich erschöpft weiter durchgeschlagen hat. Grf. H. soll von oben in eine Ravine gerutscht und gerade in einen Haufen Japaner gefallen sein, man hat noch gehört, daß ihm auf Deutsch zugerufen wurde, „ergeben Sie sich“, deswegen hofft man, daß er noch lebt. Auf Riedesel haben Japaner als Chinesen verkleidet geschossen, nennt man das einen offenen, ehrlichen Kampf? Man scheint sich doch in den „gelben Briten“ gewaltig geirrt zu haben!

Wie mühsam muß die Post sich durchschlagen, alle die heimlichen Wege ahnt man gar nicht. Bis Tsingtau laufen die Boten. Brücher erzählte, daß neun Chinesen, nachdem sie mit Briefen über 100 Kilometer gelaufen waren, von Japanern gefangen genommen und aufgehängt worden sind. Es durchlief einen ein Schauer, als wir es hörten. Was gilt hier das Leben von einem Chinesen, und doch sind sie ebenso Menschen, aber sie fühlen anders und denken anders über den Tod als wir. Ich lese jetzt allerlei über dieses große unbekanntes Volk, das in allem und jedem so ganz, ganz anders ist als wir. Es ist höchst interessant. Hier sieht man auch viel mehr vom chinesischen Leben, man ist mitten drin. In Tsingtau war man eben in Deutschland.

Am 10ten war Nationalfest. Die dreijährige Wiederkehr der Republik. Die Jungen wurden von Dr. [M.] Krieger [*Vertreter des Ostasiatischen Lloyd*

⁴ Klaus Graf Hertzberg, Hauptmann im Ostasiatischen Marine-Detachement (OA M-DE) in Tientsin. Bei dem nächtlichen Ausfall zum Shuang Shan am 2. Oktober war laut Wilhelm Matzat nicht nur die 3. Kompanie des Seebataillons beteiligt, sondern auch das OA M-DE, geführt von Oberstleutnant Kuhlo. „Bei dieser miserabel vorbereiteten Aktion sind 29 Deutsche gefallen, darunter Hertzberg, sechs kamen in japanische Gefangenschaft. Ein Desaster! Die Gefallenen wurden von den Japanern am Shuang Shan beerdigt. Am 18. Dezember 1920 wurden die Gräber auf den Europäischen Friedhof in Tsingtau verlegt.“ Siehe auch www.tsingtau.info.

in Peking] mit zur Parade genommen, was haben die für ein Glück gehabt, alles aus nächster Nähe zu sehen. Der Vizepräsident Yuan Shi-kai, nur wenige Schritte von ihnen entfernt, hat ihnen die Hand gegeben. Das ist auch schon „Reform“, denn Handgeben kennen die Chinesen nicht, sie legen die rechte Faust in die linke Hand und schütteln sie so hin und her unter wiederholten Dienern. Das ersetzt die Verbeugung und den Knicks bei den Frauen. Wie wunderbar kommt einem das anfangs vor. Am Abend des Nationaltages sahen wir uns die Illumination an, ich war ganz überrascht. Millionen von Papierlaternen! Ein Riesenplatz ganz rot gehalten, nur rote Laternen, in Girlanden endlos. Die Ehrenbogen glänzten in bunten Lichtern, feenhaft, wir fuhren in einer langen Reihe Rikshas überall vorbei. Im Dunkeln, ohne alle hellere Beleuchtung, sah man alles mit anderen Augen. Wie Unter den Linden – durchs Brandenburger Tor ging es! Wir staunten und bewunderten! Neben uns wogte das Chinesenvolk in schwarzen Massen, viele trugen auch noch Papierlaternen. Sie feiern auch so ganz anders als wir. Als wir damals hier ankamen, blühten die Lotusblumen, ihr könnt Euch das gar nicht vorstellen dieses Meer von den roten stillen Blumen, weithin auf den großen Teichen, auf den Kanälen, kein Wellengekräusel dabei. Es war das Mondfest, Vollmond in seiner ganzen Schönheit. Groß und Klein ging mit Laternen einher. Sogar die Erwachsenen sah man mit den riesigen Lotusblättern, sie wie einen Schirm tragend. Die Kinder hatten in die Mitte ein brennendes Licht gesetzt und trugen sie stolz vor sich her.

Warten auf den entscheidenden Angriff

25. Oktober 1914: Wieder sind zehn Tage vergangen – und vor Tsingtau ist alles unverändert. Ob man zu Hause wohl eine Ahnung hat, wie schwer dieses Warten ist, so abgeschlossen von aller Welt? Unser Wasserwerk in Litsun ist in japanischen Händen, zerstört!⁵ Ob sie wissen, daß für

⁵ Das Wasserwerk in Litsun wurde von den Deutschen selbst zerstört. Quelle: 1914. Kriegstagebuch der Belage-

diesen Fall in Tsingtau selbst etwa dreißig Brunnen sind – also in dem Maße, wie sie meinen, trifft uns dieser Schlag doch nicht. Aber wie gemein die Japsen vorgehen, hört Ihr daraus, daß Ende September ein als Chineser verkleideter Japaner sich bei Chinesen nach unserem zweiten Wasserwerk am Heipo-Fluß erkundigt hat. Der Chineser sagte, er wolle ihn hinführen, brachte ihn aber zu einem Haus und benachrichtigte die Militärpatrouille, die



Tsingtau mit Christuskirche nach 1910

Quelle: H.-J. Schmidt / K.H. Janson: Von Kutzhof nach China und Japan (2001), S. 9

den Japsen verhaftete. In seinem Besitz befanden sich Typhusbazillen, mit denen er das von der Besatzung gebrauchte Wasser vergiften wollte. Er ist standrechtlich erschossen worden. Kann man sich wundern, da auf jeden Japsen, der sich in den deutschen Linien spionierend herumtreibt, vom Gouvernement 100 Pfund Belohnung ausgesetzt sind? Es sind viele Chinesen da, die Ausschau halten, um sich die Belohnung zu holen.

Die Stimmung ist sehr gut bei allen im belagerten Tsingtau, bei Tag und bei Nacht wird geschossen. Unsere Verluste sind tatsächlich gering, nur ganz wenige Tote, die Verwundungen meistens leicht. Dagegen haben die Japsen schon 4.000 Tote.⁶ Es ist enorm, das meiste haben unsere Minen getan.

Belagerung von Tsingtau 23. Juli bis 29. November. Hrsg.: Tageblatt für Nord-China A.G., Tientsin 27.1.1915.

⁶ Lt. Matzat ist diese Zahl falsch. Die Angaben in den verschiedenen Publikationen weichen z.T. erheblich voneinander ab. Die einzige wirklich wissenschaftliche Untersuchung zu der Belagerung Tsingtaus stammt von Charles Burdick: *The Japanese Siege of Tsingtau* (1996), hier S. 194: Bei den Deutschen 199 Tote und 294 Verwundete, bei den Japanern 415 Tote und 1.451 Verwundete. Allerdings beziehen sich diese Zahlen nur auf die Gefechte an Land.

Jetzt haben sie ihre schweren Belagerungsgeschütze in Stellung gebracht, vor drei Tagen sollte die Beschießung anfangen, und noch immer rühren sie sich nicht. Was sie sich wohl denken? Aber bei Port Arthur [1904/1905] sollen sie es ebenso gemacht haben. Der Mikado soll sich als schönstes Geschenk zu seinem Krönungstage, dem 31. Oktober, die Überreichung Tsingtaus bestellt haben, wir wollen abwarten, das soll ihnen noch große Arbeit vorher machen. Wie wundervoll hat sich dieses kleine altmodische Torpedoboot, die S.90, gemacht. Nachts ist es durchgebrochen vor Tsingtau und hat mit einem Schuß das japanische Flaggschiff zum Sinken gebracht.⁷ Man möchte laut Hurra rufen vor Freude. Nachher hat die Crew S.90 auf den Strand gesetzt und in die Luft gesprengt. Kapitän und Mannschaft wurden gefangengenommen, blieben aber unversehrt. Man lebt ja alles mit, wenn man Schiff und Menschen so genau kennt. Kpt. Lt. Brunner war mit S.90 viel in Tsingtau. Und was für Taten hört man von der „Emden“ (v. Müller)! Großartig macht sie sich, auch die „Leipzig“! Von „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ haben wir nie Nachricht erhalten. Und welch fröhlichen Abschied haben wir alle im Juni genommen!

Oft packt einen die Sehnsucht mächtig, wir haben alles in Tsingtau gelassen, Mann und Heimat. Ach, einmal noch alles wiedersehen, einmal durch unser Haus gehen. Wie herrlich war der Garten im Herbstschmuck. Jetzt soll alles verwildert sein, die Häuser leer, überall wuchert das Unkraut, Füchse holen sich am hellen Tag die herrenlosen Hühner. Ich kann mir die Wirklichkeit gar nicht denken, wie im Traum kommt mir alles vor, aus dem wir alle wieder vereint in Tsingtau erwachen müßten. Und wenn der Tag da ist, wo wir uns wiedersehen gesund, die Freude ist nicht auszudenken! Wenn Gott uns vor dem Schlimmsten gnädig bewahrt, dann ist die Gefangenschaft wohl zu ertragen. Man sagt, daß alle Kriegsgefangenen nach Japan gebracht werden sollen. Bis jetzt sind zwei Leute und zwei Offiziere gefangen. Wir stricken und nähen eifrig für unsere Gefangenen, sie sollen nicht frieren in Japan, und durch die japanische Gesandtschaft hier haben wir die Gewähr, daß die Sachen

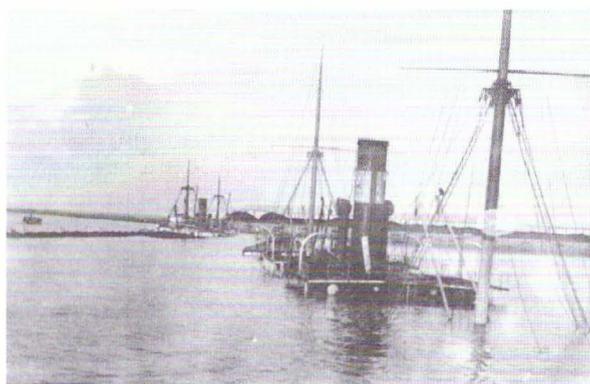
richtig ankommen. Es gibt sehr viel zu nähen, denn mir fehlt für die Kinder alles an Warmem. Natürlich ist so etwas hier, wenn man es überhaupt in dem einzigen deutschen Laden bekommen kann, sehr teuer. Da richtet man es ein, so gut es geht, und es macht Spaß, es sich auszutüfteln. So fanden wir in einem Laden ??anzüge [eines Wasserschadens wegen nicht zu entziffern], die zerschnitten die besten Troyer [warmes Unterhemd] für die Jungens hergaben. Der Schneider macht zum Glück Anzüge und Mützen, so kommt allmählich eines zum anderen. Pelze kann man hier gut kaufen und auch verarbeiten lassen, so brauche ich doch nicht ohne meinen geliebten Muff in den Winter gehen.



Das Mecklenburghaus (rechts) im Laushan



Artillerieschaden in Tapatau, Stadtteil für Chinesen



„Durendart“ und „Sabine Rickmers“,
versenkt vor der Übergabe Tsingtaus an die Japaner
StuDeO-Fotothek P1192 / P1200 / P1206

⁷ Dazu Wilhelm Matzat: Versenkt wurde der alte Kleine Kreuzer „Takashio“ (Flaggschiff des Admirals Kato war das Linienschiff „Suwo“). Die S.90 lief am 17. Oktober um 19 Uhr aus und traf 15 Minuten nach Mitternacht auf die „Takashio“. Innerhalb der nächsten 60 Minuten wurde der Kreuzer von zwei Torpedos der S.90 getroffen. Er hatte sehr viel Munition (Minen) geladen. Diese flog zur Gänze in die Luft und zerriß das Schiff, so daß es mit etwa 240 Mann an Bord sofort sank. Es sind auch noch weitere japanische Schiffe versenkt worden, u.a. durch Minentreffer.

Am 19. Oktober bekam ich eine Depesche von Ludwig zum Hochzeitstag. Das war eine unverhoffte Freude. Leider konnte ich diesen Gruß nicht beantworten, aber meine Gedanken sind an dem Tage noch mehr als sonst in Tsingtau gewesen. Wir haben noch eine geheime Funkverbindung, unsere einzige. Das weiß niemand. Abends sitzen sechs von uns immer lange im Casino zusammen, dort ist es mollig warm, und am runden Tisch mit Lampe in der Mitte (sonst hat man nur Licht von oben) wird gearbeitet und von dem geredet, was uns am meisten erfüllt, oder vorgelesen, was Zeitungen und Hefte bringen über die Ereignisse zu Hause. Unser Mittagstisch ist groß, es essen noch vier Herren mit, die Kinder eine Stunde früher. Als neuester Gast ist seit kurzem Dr. [Walther] Stötzner [*Zentralasien-Forscher*] dabei, der Führer der Tibet-Expedition, den die Kriegsnachricht von einsamen Bergeshöhen mitten aus seinen Forschungen geholt hat. Nun ist er hier hängengeblieben, er drillt als Reserveoffizier die Reservisten, die hier allmählich in größerer Anzahl zusammengekommen sind, leider zu spät, denn nach Tsingtau gab es keinen Weg mehr, aber sie kamen teilweise von weit her. Herr Stötzner kommt manchmal abends in unseren Kreis und erzählt höchst interessant von seinen Erlebnissen in Tibet.

Hier ist regelmäßig Mongolenmarkt, da kommen sie auf langen Wegen her, und es wird viel gehandelt, und es gibt viel zu sehen. Überhaupt sitzt man hier so mitten drin in China. Es ist alles so echt chinesisch, nur im Gesandtschaftsviertel ist es hier europäisch. Wie rasch hat man sich an die verschiedenen Nationalitäten gewöhnt. Unter meinem Fenster an der Ostseite höre ich oft die Schritte des Postens. Wie war ich unangenehm berührt, als ich das erste Mal hinaussah und entdeckte, daß es ein schwarzbärtiger Franzose war, der da auf und ab ging. Ironie des Schicksals. In der Zeitung las ich heute von einer Unterredung, die ein Peking Pressevertreter mit dem japanischen Kommandanten Yamada vor Tsingtau hatte. 2.000 m trennen nur noch die Feinde von der äußersten deutschen Verteidigungslinie. Der Japaner meint. „Die Deutschen bombardieren uns, sobald wir unsere Köpfe zeigen, ihr Artilleriefeuer ist sehr genau („accurate“) und erzwingt unsere Bewunderung. Ihr Bombardement ist äußerst heftig. Sie erspähen jede Bewegung der japanischen Truppen in methodischer Weise, wahrscheinlich durch Aeroplan Flüge,⁸ und bombardieren dann jedesmal gerade den

⁸ Gunther Plüschow, der bekannte „Flieger von Tsingtau“, führte nach Kriegsbeginn Aufklärungsflüge mit dem einzigen Flugzeug auf deutscher Seite, einer „Rumpler-Taube“, durch. Auf japanischer Seite waren es acht Flugzeuge, davon vier Wasserflugzeuge.

Weg, auf dem unsere Truppen vorrücken sollten.“ – Ich glaube, die Japaner haben sich das Nehmen von Tsingtau doch leichter gedacht, sie haben keine Russen vor sich wie damals bei Port Arthur. Ihre neueste Heldentat ist, daß sie das Wrack unseres S.90 aufgefunden, darauf triumphierend ihre Flagge gehißt haben und jetzt Anstalten machen, diese Kriegsbeute wieder flottzumachen und nach Japan zu schleppen. Die chinesische Regierung ist wütend über diesen neuen Neutralitätsbruch, zumal sie die gestrandete Besatzung damals entwaffnet hat. Sie legen gegenüber Japan Protest ein. Die Japaner haben gar kein Recht, außerhalb der Kriegszone auf chinesischem Gebiet ihre Flagge zu hissen.

Interessant ist es zu hören, wie die Chinesen über den Weltkrieg denken, viele sind auf Seiten der Deutschen. Dr. Krieger laden wir dann und wann abends in unsere Messe ein, er kennt alle chinesischen „Würdenträger“ und weiß viel zu erzählen, er versorgt uns auch mit Lektüre und schickt mir täglich Zeitungen. Kürzlich hatte er uns alle zu einem opulenten Tee in sein Junggesellenheim eingeladen, der Weg dahin war schon so besonders, mitten ins Chinesenleben hinein, durch lauter ganz enge Gassen und Gäßchen, zehn Rikshas hintereinander bei strömendem Regen durch fußhohen echten Pekingdreck. Kaum zu beschreiben. Aber wir hatten einen sehr amüsanten Nachmittag und viel zu besehen. Die Jungens waren in ihrem Element, K. ist ihr Extra-Freund.

Einen Nachmittag besuchten wir den Peitang/Beitang. Das ist die älteste Mission in Peking. Eine große moderne Kirche [*die römisch-katholische Nordkathedrale*] ragt aus grünen Bäumen hervor. Sie steht nordwestlich innerhalb der Verbotenen Stadt [*richtig: der Kaiserstadt*]. Peitang bezeichnet das Ganze, eine riesige Kolonie, mitten in den schönsten Gärten Schulen, Hospitäler, Wohnhäuser. Wir waren ganz entzückt von den herrlichen Blumen. Georginen rankten an den Bäumen empor, und darüber hingen die schweren fruchtbeladenen Zweige. Zum ersten Mal sah ich Persimonenbäume, Persimonen sind wie große goldgelbe Apfelsinen, innerlich wie Tomaten mit süßlichem Geschmack.⁹ Überall werden sie momentan angeboten, die Chinesen beißen so hinein, wir essen sie vorsichtig mit dem Löffel, sie

⁹ Der chinesische Name der „Persimone“ ist „Shizi“, die meisten Chinadeutschen übernahmen den indianischen Namen „Parsimmon“ von den Amerikanern. In Deutschland wird die weiche Frucht wie in Japan „Kaki“ genannt und eine harte israelische Sorte unter dem Namen „Sharon“ angeboten. Beide Früchte sind deutlich kleiner als die „Shizi“ damals in China.

schmecken ungewohnt, aber ich mag sie ganz gern. – Wir drei Frauen gingen stumm durch diese Herbstpracht, wir dachten wohl alle dasselbe, wie wunderbar schön auch da der Herbst sein mag, wo unsere Männer sind, täglich den Feind vor Augen. Wir sind wieder tagelang ohne Nachricht. – Ein Chinese führte uns zur „soeur“. Nach unendlichen Irrgängen landeten wir bei den Schwestern, „Sisters of St. Vincent de Paul“. Sie leiten Erziehungsinstitute und hauptsächlich das Waisenhaus. Nimmt doch der Peitang die ausgesetzten Chinesenkinder von der Straße auf und erzieht sie. Wir gingen durch alle Räume. Neben verschiedenen Klassenzimmern waren mehrere Säle, in denen alle erdenklichen Arbeiten angefertigt wurden. Da sah man vierjährige Chinesenmädchen klöppeln, alle in langen Reihen. Die feinsten Stickereien, Hohlsäume, Durchzugarbeiten, Seidenstickereien, alles machten diese Hunderte von Chinesenmädchen in einer solchen Ordnung und Sauberkeit, daß wir staunten. Die feinsten Hohlsäume auf Grasleinen, entzückende Batist-Krägen und Wäsche kann man dort haben, es wird auch auf Bestellung gearbeitet. Ganz ungeheuer hat mich dieser große Betrieb interessiert. – So gibt es viel Interessantes hier zu sehen, und wenn alles gut wird, dann möchte ich auch diese Fluchtzeit später nicht missen.

Der Sturmangriff und Tsingtaus Fall [siehe Plan von Tsingtau S. 51]

31. Oktober 1914: Der letzte Oktober, und noch immer alles unverändert in Tsingtau. Man sagt, der Mikado habe einen General auf den Kampfplatz geschickt, der sich überzeugen soll, warum es nicht vorwärts geht. Ich glaube, wir schießen zu gut. Die Pekinger Zeitung bringt heute unter anderem: „The Japanese are unable to build fortifications before Tsingtau. The Germans usually used heavy guns to destroy the Japanese constructive works before completion.“¹⁰ Es kam ein Telegramm vom Kaiser, das ganze deutsche Vaterland denke an die Helden in Tsingtau. Es geht auf Leben und Tod – 6.000 [lt. Burdick 4.000] gegen 60.000!!

5. November: Seit sechs Tagen wird Tsingtau von allen Seiten beschossen. Die japanischen und englischen Schiffe feuern von See aus und von den

¹⁰ „Die Japaner schaffen es nicht, Befestigungsanlagen vor Tsingtau zu bauen. Die Deutschen setzen schwere Waffen ein, um die Anlagen schon während ihrer Entstehung zu zerstören.“ Die Meldung der britischen Zeitung entspricht lt. Matzat nicht den historischen Tatsachen. In Wahrheit sei der Einsatz der deutschen Artillerie wenig erfolgreich gewesen, viele Schüsse hätten ihr Ziel verfehlt.

Bergen die schweren japanischen Geschütze. Wir zittern für unsere Männer, wir hören nichts mehr von ihnen. Man sagt, die ganzen Lazarette seien ein Trümmerhaufen, sie haben Bomben auf das Rote Kreuz geworfen! Die schamlosen Räuber! Die Verwundeten sollen in die Hochschule gebracht worden sein. Die Häuser um die Post herum alle zerstört. Ob das Stabshaus noch steht? Das Herz krampft sich zusammen, wenn man an all den Jammer denkt. Im Lauschan/Laoshan [in den Bergen im NO von Tsingtau] steht kein Haus mehr, bis auf den Grund ist alles verbrannt. Das haben wir aber selbst getan. Unser schönes Mecklenburghaus mit den schönen Erinnerungen! Alles, alles dahin! Jeder Tag bringt nun die Entscheidung, wie wird es werden, drückend lastet es auf uns allen. Nur die Kinder merken nichts. Ruta spielt draußen in der Sonne und stellte mir heute die ahnungslos unbarmherzige Frage: „Mutti, ist Vati schon tot?“ Wir haben die ersten Nachtfroste, ich holte heute morgen Rosen herein mit weißem Reif darauf.

Aviso !!!

Hauptqu., den 30. Oktober 1914

*An verehrten Herrn Offizieren
und Mannschaften in Festung!*

Es dürfte dem Gottes-Wille wie der Menschlichkeit entgegenwirkend sein, wenn man die noch nicht ausgenützten Waffen, Kriegsschiffe und sonstigen Baulichkeiten, ohne taktischen Anspruch zu haben, zu Grunde richten würde und zwar bloss aus der eifersüchtigen Absicht darauf, dass sie in die Hände des Gegners fallen werden.

Ein kurioser Appell (Auszug) des japanischen Belagerungsarmee Kommandos an die Deutschen, nicht weiter selbst deutsches Eigentum zu zerstören
Quelle: StuDeO-Fotothek P1226

Vollständige Abschrift des Flugblattes:

Aviso !!!

Hauptqu., den 30. Oktober 1914

An verehrten Herrn Offizieren und Mannschaften in Festung!
Es dürfte dem Gottes-Wille wie der Menschlichkeit entgegenwirkend sein, wenn man die noch nicht ausgenützten Waffen, Kriegsschiffe und sonstigen Baulichkeiten, ohne taktischen Anspruch zu haben, zu Grunde richten würde, und zwar bloss aus der eifersüchtigen Absicht darauf, dass sie in die Hände des Gegners fallen werden.
Obwohl wir bei Ihnen, die Rittertumsehre schätzenden Offizieren und Mannschaften, es gewiss glauben können, so eine Gedankenlosigkeit keineswegs zu verwirklichen, erlauben wir uns jedoch die oben Erwähnten als unsere Meinung zum Ausdruck zu bringen.

Belagerungsarmee Kommando

6. November: Heute kam noch ein Brief an von Ludwig aus Tsingtau vom 17. Oktober, bis dahin hatte die eigentliche Beschießung noch nicht angefangen. Sie haben wieder Regenfluten gehabt, gut für die Japsen. Hans ist Held des Tages. Er hat den Treffer erzielt, gleich beim ersten Schuß, auf die englische „Triumph“, auf 14.000 m (14 km) [Entfernung]. L. meint, ein Mordsdusel [*Hans Has-hagen, ein Neffe von Käthe Saxer, war, wie bereits erwähnt, Turmkommandant bei der Batterie Huitschüen-Huk. Der „Glückstreffer“ gelang am 14. Oktober*]. Na, die Japsen wundern sich nicht wenig, sie verbreiten jetzt schon, daß sie vor Ende November Tsingtau nicht nehmen wollten, es sei eine „sehr starke“ Festung – zum Lachen!

Justus hat sich ausgebeten, keine langen Strümpfe anziehen zu müssen, bevor Tsingtau gefallen ist. Der Beginn mit langen Strümpfen ist immer sein schrecklichster Tag im Winter. Es fängt an, tüchtig kalt zu werden. Heute weht ein schneidender Nordwind.

Peking, 7. November 1914. Die japanische Gesandtschaft teilt Deutschlands Kapitulation mit: „Heute früh 1 Uhr hat der Sturmangriff auf die Tsingtau Forts begonnen. Nachdem die Iltis-, Moltke- u. Bismarck-Kasernen von den Japanern genommen waren, wurde auf dem Observatorium die weiße Flagge gehißt. Einzelheiten fehlen noch.“ Einige Stunden später erlöste uns eine Depesche aus Angst und Sorgen, unterzeichnet vom

Gouvernement, daß die Männer der in Peking weilenden Offiziersfrauen am Leben sind. Für die nächsten vierzehn Tage sind Briefverkehr und Depeschen von und nach Tsingtau verboten, wir erfahren absolut gar nichts. Wissen nichts von Verwandten. Das ist schweres Warten.

19. Dezember 1914: Ich füge heute nur in Eile einige kurze Zeilen hinzu. Morgen gehen zwei Rotkreuzschwestern als erste nach Hause, ich will sie bitten, meinen langen Brief mitzunehmen. Viel ist seitdem auf uns eingestürmt. Fast das ganze Rote Kreuz ist hier, aber auch in Tientsin und Shanghai. Viel, viel wurde erzählt. Und viele Tränen sind geflossen bei all den Schilderungen. Unser schönes, geliebtes Tsingtau! Wir kommen nie wieder hin. Vorbei! Wie tapfer ist gekämpft worden bis zum Ende! Wie wunderbar sind Menschenleben gerettet! Gottes Hand ist sichtbar über der kleinen Schar gewesen.

Ich hatte wieder einen Brief vom 11. von Ludwig [*aus Japan*], es geht ihm so weit gut, auch wenn noch alles sehr unfertig und primitiv ist. Hans ist in Kumamoto, Ludwig mit unseren beiden Burschen in Fukuoka im Gefangenenlager.

Was aus uns wird, weiß man noch nicht. Wir sollen eigentlich über Amerika nach Hause geschickt werden. [*Die Heimreise begann im Juni 1915*]. Aber der Weg nach Tsingtau ist verschlossen für alle Deutschen und Österreicher, alle unsere Sachen, die noch da sind, herrenlos.

Carl Woeltje Schmidt bei Anz & Co. in Chefoo

Ingeburg Schulz geb. Miss

Mein Großvater Carl Woeltje Schmidt wurde am 2. Juli 1878 in Bremen geboren (gest. am 30. September 1968 in Krefeld). Sein Vater war der letzte „Knochenhaueramtsmeister“ in Bremen, seine Mutter, eine geborene Kaemena, entstammte einem alten Bauerngeschlecht. Da mein Großvater nicht studieren durfte wie sein älterer Bruder, aber auch nicht Schlachter werden wollte wie sein Vater, ergriff er den kaufmännischen Beruf.

Nach neunjährigem Schulbesuch und der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst¹ war er von 1893 bis 1897 bei der Firma J. H.

Bachmann in Bremen tätig. Von 1897 bis 1898 leistete er seinen Militärdienst beim 1. Hanseatischen Infanterie-Regiment Bremen. Danach arbeitete er wieder bei der Fa. Bachmann, bis er im Februar 1900 nach Chefoo² ausreiste, um in die bekannte China-Firma Anz & Co. einzutreten. Für einen jungen Mann aus Bremen mit kaufmännischer Ausbildung lag Auswandern damals wohl in der Luft.

¹ Bei dem „Einjährig-Freiwilligen“ in der Preußischen Armee handelte es sich um einen Wehrpflichtigen, der nach höherem Schulabschluß („Mittlere Reife“, auch „das Einjährige“ genannt) nach freiwilliger Meldung seinen Wehrdienst ableistet.

² Chefoo, die englische Schreibweise für Zhifu, ist eine an der Nordküste der Shandong-Halbinsel gelegene Hafenstadt und heißt heute Yantai. Sie gehörte zu den Häfen, die 1863, nach dem Zweiten Opiumkrieg, den Fremdmächten für ihren Chinahandel geöffnet werden mußten.

Die ersten Jahre in Chefoo/Yantai bis zur Repatriierung 1919

Mein Großvater erhielt bei Anz & Co. 1908 Prokura und wurde 1911 zusammen mit Walther Busse Teilhaber. Die Firma, 1886 von Otto Anz gegründet, war eine der ältesten deutschen Firmen in China. Otto Anz war bald nach der Gründung nach Deutschland zurückgekehrt und hatte die Firma seinem Prokuristen Gustav Gipperich überlassen.³ Nach der deutschen Besetzung Tsingtaus 1897 eröffnete Gipperich dort eine Filiale. Später änderte die Hauptfirma in Chefoo ihren Namen in O. H. Anz & Co. 1906 hatte Oscar Anz, der Sohn des Firmengründers, die Leitung von Gipperich übernommen, widmete sich aber lieber Privatinteressen. Die beiden Teilhaber mußten ihm beträchtliche jährliche Auszahlungen machen, was ihnen aber laut Busse nicht schwerfiel, da sie beide fleißig waren und die Geschäfte gut liefen. Die Firma in der Gipperichstraße (heute: Chaoyang Lu) war engagiert in Export, Import (u.a. optische und feinmechanische Artikel), arbeitete als Schiffsagentur und für Versicherungen. Ein Hauptgeschäftszweig war anfangs der Export von Pongee Seiden. Das waren in Heimarbeit gewebte Bahnen von chinesischer Rohseide, ca. 27 bis 46 m lang und 70 cm breit. Mein Großvater entwickelte sich zum Seidenfachmann. Später wurden Erdnüsse der Hauptexportartikel, außerdem andere Ölsaaten, Sojabohnen, Haarnetze und Spitzen. Die Firma vertrat u.a. den Norddeutschen Lloyd und andere große Dampferlinien sowie erste Banken. 1939 betrug der Umsatz laut einem Lastenausgleichsdokument ca. 1.000.000 US\$.

1908 heiratete mein Großvater Elfriede Wilhelmine Kallmeyer (1887-1962), die er schon als Kind

³ Gustav Gipperich brachte die Firma zu hohem Ansehen. Er war der Onkel von Hermann Gipperich, dessen Erinnerungen StuDeO zur Zeit auszugsweise in mehreren Teilen druckt. Wie im StuDeO-INFO Dezember 2013, S. 9 beschrieben, machte Hermann bei Anz & Co. in Chefoo eine Kaufmannslehre.

aus seiner Nachbarschaft kannte. 1911 wurde meine Mutter Elfriede Carola, genannt Elka, geboren (verheiratete Miss, gest. 1999).

Als mein Großvater nach China kam, trugen die Chinesen noch Zöpfe. Das änderte sich erst nach dem Sturz des Kaiserreiches 1911. 1900 kam es zum sogenannten Boxer-Aufstand, der sich gegen den Einfluß ausländischer Mächte in China richtete. Für die Europäer in Peking und Tientsin war die Lage ziemlich gefährlich. In Chefoo mußte man sich jedoch weniger Sorgen machen, da stets fremde Kriegsschiffe im Hafen lagen und die jüngeren Europäer eine Freiwilligenwehr gebildet hatten, die nachts durch die Straßen patrouillierte.

Sowohl Busse als auch mein Großvater hatten mehrere Ehrenämter in der internationalen Gemeinde. Um so enttäuschter waren sie über die antideutsche Stimmung bei den Kriegsgegnern nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges.

Dies gipfelte darin, daß die Engländer 1919 bei den Chinesen die zwangsweise Repatriierung der Deutschen durchsetzten. Die chinesischen Geschäftsfreunde waren zwar empört und verhielten sich größtenteils sehr fair, dennoch wurde der gesamte deutsche Besitz konfisziert. Daß die Deutschen ihn später, 1922, wieder zurückerhielten, ist der Tatsache zu verdanken, daß die Chinesen den Versailler Vertrag nicht unterschrieben hatten.

Sie hatten sich zu sehr darüber geärgert, daß Tsingtau den Japanern übertragen wurde.⁴

⁴ China hatte auf Drängen der Engländer und aufgrund des Versprechens, das deutsche Pachtgebiet Tsingtau nach einem Sieg zurück zu bekommen, 1917 Deutschland den Krieg erklärt. Die Wut über die Abgabe der deutschen Rechte an die Japaner im Versailler Vertrag war 1919 der Auslöser für die revolutionären Ereignisse der „4. Mai-Bewegung“. Die Rückgabe Tsingtaus an China erfolgte dann doch am 10. Dezember 1922.



Quelle: Merian Chinas Norden, Nov. 1998 (Ausschnitt)



Sortieren von Erdnüssen im Hof von O. H. Anz & Co.

Die gesamte Familie meines Großvaters wurde also 1919 via Shanghai repatriert. In Shanghai verfrachtete man ca. 550 Personen (über die Hälfte davon Frauen und Kinder) auf dem P&O⁵ Frachtschiff „Novara“ auf dem Zwischendeck unter miserablen Bedingungen und verschiffte sie nach Deutschland. Als meine Mutter, damals acht Jahre alt, im Mittelmeer schwer erkrankte, und der Schiffsarzt sagte, sie müsse unbedingt in Marseille von Bord, bekam er zur Antwort: „Na und, ein Hunne weniger.“ Meine Mutter war Gottseidank ein zäher „Hunne“ und hat überlebt. Dankbar registrierte die Familie den netten Empfang in Holland.



Carl Woeltje Schmidt



Chefoo in Eis und Schnee

Von dort reisten sie weiter nach Bremen, wo meine Großtante Lore Muff sie freundlich aufnahm. 1920 wurde mein Großvater Reichskommissar im Unterausschuß für Helgoland, wo er in Verhandlungen mit den Engländern erreichte, daß der Versailler Vertrag in vielen Punkten betreff Helgoland abgeschwächt wurde. Für seine erfolgreiche Tätigkeit erhielt er ein persönliches Dankschreiben vom Reichspräsidenten Ebert (Orden gab es damals nicht). Viel stolzer aber war er darauf, daß sein englischer Gegenspieler Admiral Cunningham ihn später in seinen Memoiren als “exceptionally nice man with a gift for languages ... equally fluent in German, English and French”⁶ geschildert hatte. Es ging so weit, daß er als alter Mann bei kontroversen Diskussionen oft sagte: „An mir kann das nicht liegen, denn schon Admiral Cunningham hat gesagt, daß ich ... usw.“ Die Familie lebte zwei Jahre auf Helgoland. Meine Mutter erinnerte sich stets mit Ärger daran, daß ein Teil der Bevölkerung lieber zu Großbritannien gehören wollte und dafür auch demonstrierte.

⁵ Peninsular and Oriental Steam Navigation Co. Ltd. (P&O), eine britische Reederei.

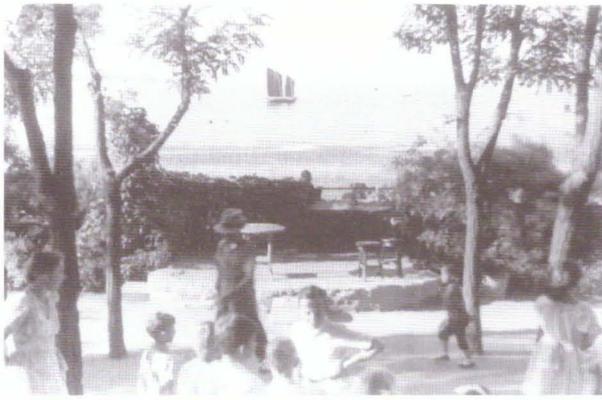
⁶ Ein besonders netter Mann mit einer Begabung für Sprachen – gleich fließend in Deutsch, Englisch und Französisch.

Von 1922 bis zur Ausreise 1950

Als meine Großeltern 1922 nach Chefoo zurückkehrten, übernahmen mein Großvater und Busse die Firma zu gleichen Teilen und bauten sie aus und um. Es kamen Filialen in Weihaiwei (das heutige Weihai), Mukden (Shenyang) und Dairen (Dalian) hinzu. In Dairen war Paul Pansing, ein Verwandter meiner Großmutter, Junior-Teilhaber. Er war während des Ersten Weltkrieges als Kriegsgefangener der Japaner im Lager Bando in Japan interniert gewesen. Seine Frau Felice und die Kinder Helga, Heidi und Hans-Jürgen verbrachten öfters ihre Ferien in Chefoo. Am Ende des Zweiten

Weltkrieges marschierten die Russen in Dairen ein und verschleppten Paul Pansing nach Russisch-Turkestan, wo er in Gefangenschaft starb. Die Familie kehrte nach vielen schrecklichen Erlebnissen nach Bremen zurück. Sie hatte alles verloren. So gesehen hatten meine Großeltern noch Glück im Unglück. Schon 1937 waren die Japaner nach Chefoo gekommen. Die Firma konnte bis 1941 noch Geschäfte via Rußland tätigen. Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg verhielten sich unsere Kriegsgegner diesmal freundlich und fair, und man verkehrte auch weiterhin im Internationalen Club miteinander, bis die Japaner nach dem Überfall auf Pearl Harbour am 7. Dezember 1941 die Amerikaner, Engländer und Franzosen 1942 internierten.⁷

⁷ Laut anderer Quellen begann die Internierung der Alliierten erst im Frühjahr 1943 und dauerte etwa zweieinhalb Jahre, bis Japan kapitulierte und die US-Marines sie im Oktober 1945 befreiten, siehe z.B. Pamela Masters „The Mushroom Years“ (1998). Sie kam, in Tientsin zuhause, im März 1943 ins Weihsien Prison Camp (heute Weifang) in der Provinz Shandong. Zur selben Zeit entstand das Lungwha Camp in Shanghai, siehe dazu George Wang und Betty Barr „Shanghai Boy, Shanghai Girl. Lives in parallel“ (2002). Im Frühjahr 1943 verbannten die Japaner auch die jüdischen Emigranten in Shanghai in den Stadtteil Hongkew.



*Blick vom Garten auf das Meer
Im Vordergrund ein Kindergeburtstag mit Zauberer*



Elka Schmidt (2.v.l.) mit Freundinnen



Haus Schmidt fast unverändert, Chefoo/Yantai 2012

Nach der Niederlage im September 1945 verschwanden die Japaner sang- und klanglos über Nacht. Ein japanisches Kriegsschiff hatte sie abgeholt. Chinesische Soldaten des Marionettenregimes von Wang Jingwei, die auf Seiten der Japaner gekämpft hatten, warfen ihre Waffen weg und versuchten zu plündern. Hinter den Chefoo-Bergen warteten die kommunistischen Soldaten der „ba lu“ (8. Armee). Sie zogen schon nach zwei Tagen sehr diszipliniert in Chefoo ein. Allerdings konfiszier-

ten sie sofort die Firma mit allen Waren und dem gesamten Inventar. Sie kamen auch in die Privathäuser und erkundigten sich bei den Diensthöfen, ob sie irgendwelche Klagen hätten. Es soll sie sehr beeindruckt haben, daß sowohl bei Busses als auch bei meinen Großeltern Koch und Boy schon seit sechsunddreißig Jahren in Dienst waren und nur Gutes berichteten. Ich weiß z.B., daß mein Großvater dafür gesorgt hatte, daß die Kinder von unserem Gao Fa Li, dem Koch, eine gute Ausbildung bekommen haben. Die Dienerschaft war grundehrlich und treu. Meine Mutter hat immer erzählt, daß im allgemeinen die Deutschen ihre chinesischen Angestellten besser behandelt haben als z.B. Engländer oder Amerikaner.

Trotzdem wurden nach einer Woche alle deutschen und italienischen Männer eine Zeitlang im Osten Chefoos interniert und mußten eine politische Belehrung über sich ergehen lassen, ehe sie wieder in ihre Häuser zurückkehren durften. Der deutsche und der italienische Konsul sowie der deutsche Parteileiter blieben aber noch zwei Jahre gefangen. Auch mein Großvater war fünf Tage als „Verbrecher“ verschleppt worden, ehe sich herausstellte, daß er einer Verwechslung zum Opfer gefallen war. Die Kommunisten blieben zwei Jahre in Chefoo. Dann wichen sie kampfflos einer von Westen kommenden Truppe der Nationalchinesen, die sich leider sehr schlecht benahmten. Als sich 1948 abzeichnete, daß die Rotchinesen im innerchinesischen Konflikt die Oberhand gewinnen würden, entschlossen sich meine Großeltern im September 1948, nach Shanghai zu flüchten. Vierzehn Tage später marschierten die Kommunisten wieder in Chefoo ein.

1950 fuhren meine Großeltern nach Bremen zurück, das sie immer als ihre Heimat betrachtet hatten. Von ihrer Lebensarbeit in Chefoo war kaum etwas übriggeblieben. Später haben Herr Busse und mein Großvater zwar über den Lastenausgleich eine gewisse Entschädigung bekommen, doch die war wirklich nur ein kleines Trostpflasterchen.⁸

Vor zwei Jahren war meine Schwester Gerda in Chefoo und konnte feststellen, daß das alte Firmengelände noch erhalten ist. Am Tor wurde sogar eine Plakette angebracht mit dem Hinweis, daß dies die alte Anschrift der Außenhandelsfirma Anz und ein „städtisches Denkmal und geschütztes Kulturgut“ ist. Wir haben uns darüber gefreut.

⁸ Außer Waren und Barbeständen verloren sie das an der Hauptstraße Chefoos gelegene Office-Grundstück mit über 3.000 qm Fläche und vielen Gebäuden sowie Bauland. Quelle: Ostasiatischer Verein Hamburg – Bremen zum 60jährigen Bestehen. 13. März 1900 – 13. März 1960 (S. 178).

Hermann Gipperich – Stationen eines Diplomaten in China

3. Teil: Vier Ortswechsel von 1927 bis 1931

Quelle: Hermann Gipperich: Ein Leben in China. 1882-1946. Neubearbeitet und herausgegeben 2012 von seinem Enkel Gerd Walter Prölß, Bonn (237 S.). Im folgenden Auszüge aus den Seiten 76-87, ausgewählt und kommentiert von Renate Jährling.



Familie Gipperich 1927 im Heimaturlaub
v.l.: Hertha (*1914 Tientsin) verh. 1. Prölß (gef. 1942) 2. Woelcken,
Hermann (*1882 Shanghai, +1959 Detmold), Gerhard (*1915 Tientsin, gef. 1942),
Agnès (*1890 Tripkau, +1984 Detmold), Gisela (*1926 Göttingen, +2003 Detmold)

StuDeO gratuliert Frau Hertha Woelcken
auch an dieser Stelle
herzlich zu ihrem 100. Geburtstag.

Heimaturlaub, in Wahrheit: Dienst im Auswärtigen Amt

In Berlin traf ich am 16. November 1926 ein. Nur zwei Tage blieb ich da und nahm Fühlung mit Vorgesetzten und Kollegen im Auswärtigen Amt auf. Und dann folgten die rastlosen, geschäftigen Monate, die man amtlich als Urlaub zu bezeichnen beliebt. Es soll aber nicht bestritten werden, daß die dienstliche Betätigung des Auslandsbeamten außerordentlich fruchtbar und anregend ist. Nicht nur die Aussprache mit den Angehörigen des Auswärtigen Amtes ist wertvoll, sondern auch die persönliche Fühlungnahme mit führenden Persönlichkeiten der Politik, der Wirtschaft und des Geisteslebens. In Berlin traf ich bei einem Frühstück bei Admiral Behncke den schon fast sagenhaften Großadmiral Tirpitz, in Frankfurt den alten Freund Richard

Wilhelm, der dort das China-Institut leitete und in Detmold den früheren Außenminister und hervorragenden Kenner Persiens Fritz Rosen¹ – um nur einige wenige Namen zu nennen.

Im Dienste hatte sich die Gelegenheit geboten, einen Kollegen im Auswärtigen Amt für einige Urlaubswochen zu vertreten. Mit Freuden ergriff ich sie, weil ich dadurch einerseits meinen Aufenthalt in Deutschland verlängern,² andererseits die so wichtige persönliche Fühlung mit den maßgebenden Beamten im Ministerium intensivieren konnte.

Zwischenstation in Shanghai ab Oktober 1927

Ich saß also wieder in dem bekannten Gebäude an der Wilhelmstraße und vertiefte mich in den Betrieb und die Akten. Dabei wurde mir mitgeteilt, daß ich für den Posten des Konsuls beim Generalkonsulat in Shanghai vorgesehen sei, also die zweite Stelle nach dem Generalkonsul. Obwohl ich meine Geburtsstadt, die sich nun zu einem seelenlosen Gebilde voll Qualm und Hast sowie Präntation entwickelt hatte, wenig liebte, lag für mich kein Grund vor, den Posten auszuschlagen. Im Gegenteil, die Versetzung nach Shanghai versprach zahlreiche Vorteile, und es war ein Zeichen besonderen Wohlwollens, daß mir das Auswärtige Amt diese vielbegehrte Stelle zugeordnet hatte. Ich durfte auf einige Jahre Seßhaftigkeit rechnen, und unsere beiden älteren Kinder konnten die vorzüg-

¹ Exzellenz Friedrich Rosen (1856-1935), Orientalist und Diplomat, war von Mai bis Oktober 1921 deutscher Außenminister. Wegen seiner teilweise jüdischen Abstammung zog er, nachdem Hitler die Macht ergriffen hatte, mit seiner Frau Nina geb. Roche de la Beaulme nach Peking, wo ihr Sohn an der Deutschen Gesandtschaft tätig war. Rosen starb dort und wurde auf dem Deutschen Friedhof Peking beerdigt. Sein Sohn, Dr. Georg Rosen (1895-1961), machte sich später als Vertreter der Deutschen Botschaft einen Namen beim „Nanking-Massaker“ 1937-1938; siehe Erwin Wickert (Hrsg): John Rabe. Der gute Deutsche von Nanking (1997).

² Wegen des neu geborenen Kindes – Gisela, am 6. Dezember 1926 – ist seine Freude verständlich.

liche deutsche Schule in Shanghai [*Kaiser-Wilhelm-Schule*] besuchen. Diese Erwartungen und Hoffnungen wurden durch das unkollegiale Verhalten von führenden Beamten des Generalkonsulats zerstört. Wenn ich nach sachlichen Gründen für diese Mißgunst suche, so kann ich mir nur denken, daß ich als Außenseiter und Eindringling betrachtet wurde, weil ich keine juristische, sondern eine wirtschaftliche Vorbildung besaß.

Von dieser unfreundlichen Zukunft ahnte ich nichts, als ich mit Frau und den beiden älteren Kindern die Wiederausreise am 21. August 1927 antrat. Bei Ankunft des Dampfers in Shanghai wurde mir gleich die feindselige Stimmung einiger meiner Kollegen gegen mich drastisch demonstriert. Entgegen jeder Gewohnheit kam kein Beamter an Bord, um mir Hilfe anzubieten. Man hatte nur einen chinesischen Diener geschickt. Die mir im Dienst entgegengebrachte mißgünstige Haltung machte mir den Aufenthalt und die Arbeit in Shanghai zur Hölle. Schon nach wenigen Monaten sah ich keinen anderen Ausweg als meine Versetzung zu beantragen. Das Auswärtige Amt erfüllte meine Bitte und ernannte mich zum Konsul in Chungking [*in Sichuan am Oberlauf des Yangtse gelegen*]. Die Ernennungsurkunde trägt die Unterschriften von Hindenburg und Stresemann. Da ich meine Familie an diesen weit abgelegenen Posten nicht mitnehmen konnte, fuhr meine Frau mit den Kindern im Juni 1928 auf der „Alster“ nach Deutschland zurück. In Chungking aber saß Konsul Dr. Nord fest und unerschütterlich auf seinem Posten, der ihm lieb war und den er nicht aufgeben wollte. Infolgedessen verzögerte sich meine Abreise dorthin, und inzwischen fand das Auswärtige Amt für mich eine andere Beschäftigung.

Als Konsul in Hongkong 1928-1929

Nach langem Warten hatte ich endlich meinen verspäteten Sommerurlaub in Japan angetreten und hielt mich gerade ein paar Tage in Unzen bei Nagasaki auf, als mich Anfang September ein Telegramm erreichte, das mich zurückrief. Ich war mit der Leitung des Konsulats in Hongkong beauftragt worden. Hier fand ich überall freundliche Aufnahme: bei den Beamten des Konsulats, bei dem großen Konsularkorps und bei den Behörden der britischen Kronkolonie.

Hongkong – der Name wird im Nordchinesischen Hsiang Chiang [*Xiang Gang*] ausgesprochen und bedeutet „Duftender Hafen“ – ist der landschaftlich schönste Hafen, den ich auf der Welt gesehen habe. Eine nackte Felseninsel haben die Engländer in Jahrzehnten stiller Arbeit in eine über und über begrünte Gartenlandschaft verwandelt. Bezaubernd war der Blick vom Hafen auf den Berg

des Nachts, wenn Tausende von Lichtern am Berghang aufleuchteten und sich unbemerkt in den sternenübersäten tropischen Himmel fortsetzten. Ebenso herrlich war der Blick von der Höhe hinab zum Hafen, in dem Hunderte von Schiffen aller Größen funkelten, und [der Blick] auf die Lichter des gegenüberliegenden Festlandes, wo die Stadt Kowloon entstanden war. Ein Märchenland!

Ich hatte von meinem Vorgänger [*Konsul Dr. W. Wagner*] eine geräumige Wohnung auf dem Peak übernommen, die nicht weit von der Endstation der vom Drahtseil gezogenen Bergbahn und unweit der Autostraße, die den Berg in gefährlichen Kurven und längs schwindelerregender Abhänge emporführte. Aber ein Paradies war dieses schöne Fleckchen Erde trotzdem nicht. Denn Hongkong liegt südlich des Wendekreises, und die unerträglich feuchtschwüle Hitze ist selbst auf den Bergeshöhen wenig gemildert.

Die deutsche Gemeinde war nach dem Rückschlage des Weltkrieges noch unbedeutend aber wieder im Aufstieg begriffen. Ihre Mitglieder waren angesehen, haben aber nie die Stellung wiedergewinnen können, die sie vor dem Kriege innehatten. Vor 1914 hatten die ansässigen deutschen Ärzte einen vorzüglichen Ruf und wurden allgemein den englischen vorgezogen. Jetzt waren sie nicht mehr zugelassen, es sei denn, daß sie das schwierige englische Examen abgelegt hatten. Im Aufsichtsrat der einflußreichen Hongkong & Shanghai Banking Co., die zu einem erheblichen Teil mit deutschem Kapital gegründet worden war, saßen bis 1914 regelmäßig deutsche Geschäftsleute. Dasselbe traf auch auf andere Wirtschaftsunternehmen zu, die in Hongkong domiziliert waren. Die Seniorchefs der deutschen Firmen saßen aber nicht wie früher in Hongkong, sondern in Shanghai.

Gouverneur der Kolonie und somit persönlicher Vertreter des Königs war Sir Cecil Clementi. Mit ihm verband mich außerberuflich das Interesse für chinesische Literatur und Kultur. Das Konsularkorps war außerordentlich stark besetzt. Nicht nur die Großmächte waren durch Berufs-Generalkonsuln vertreten, sondern auch kleinere Staaten, z.B. Peru und Belgien, das Deutsche Reich dagegen nur durch einen Konsul. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Engländern war im allgemeinen korrekt und befriedigend. Mit den britischen Behörden stand ich bald auf gutem Fuße und kann nur bedauern, daß meine Amtszeit von weniger als einem Jahr zu kurz war, um ein wirklich freundschaftliches Verhältnis herzustellen. Beim Aufbau guter Beziehungen zu Engländern ist jedem Deutschen zu raten, sich Zeit zu nehmen; übereilige Anbiederungsversuche schaden dagegen.

Meine gesellschaftliche Stellung wurde mir erleichtert, als eine Woche vor Weihnachten 1928 meine Frau nach Hongkong zurückkehrte. Sie brachte nur unsere jüngste, jetzt zweijährige Tochter Gisela mit, während unsere beiden älteren Kinder, Hertha [14 Jahre] und Gerhard [13 Jahre], in Deutschland zurückgeblieben waren, um die Schule zu besuchen. Besuche im nahegelegenen Canton und Macau trugen teils privaten, teils amtlichen Charakter. Gegen Ende Juli traf mein Nachfolger, Konsul Dr. Hahn, mit Familie ein. Mich schickte man dagegen erneut zur Vertretung nach Tsinanfu.

Erneut als Vertreter in Tsinanfu 1929-1930

Über Shanghai und Tsingtau traf ich am 23. August 1929 dort ein. Seit meiner ersten Amtsperiode an diesem Platze war der westliche Teil der Provinz Shantung von dem Konsularbezirk abgetrennt und dem neu errichteten Konsulat in Tsingtau unterstellt worden. So hatte der Posten in Tsinanfu an Bedeutung verloren, ließ uns aber immerhin im Genuß der einzigartigen Konsulatsgebäude mit dem schönen Park. Hier bestand meine amtliche Tätigkeit neben den Routine-Arbeiten in der Hauptsache aus Interventionen zugunsten der wenigen ansässigen deutschen Firmen und aus Aufgaben der Repräsentation.

Bald nach unserer Ankunft hatten meine Frau und ich uns an einem Ausflug der deutschen Gemeinde nach dem berühmten buddhistischen Kloster Lingyen ssu (Kloster der Geister-Felsklippe) beteiligt. Es liegt sehr eindrucksvoll zwischen den aufragenden Bergen eingebettet. Vor dem Gebäude standen uralte Gingko-Bäume (Gingko biloba ist von Goethe bedichtet worden), die damals gerade Früchte trugen. Am interessantesten aber waren in einer Nebenhalle die Bildwerke, die achtzehn Lohan (Arhate) darstellen. Diese sind gewöhnlich im Gegensatz zu den Buddhas und Bodhisattvas ganz individuell und naturalistisch dargestellt. Im Linyen ssu waren sie darüber hinaus von hohem künstlerischem Wert. Einzelheiten und gute Aufnahmen enthält das Werk von Bernd Melchers „Die Lohan von Ling-yän-si. Ein Hauptwerk buddhistischer Plastik“ [1922].³ Leider ist das Gebäude später niedergebrannt, wobei die Figuren vernichtet wurden.

Die Monate in der Provinzhauptstadt flossen ohne besondere Ereignisse dahin. Ich war deshalb nicht betrübt, als im Mai 1930 Konsul Dr. Siebert zurückkehrte und mich für andere Aufgaben freimachte.

Erneut als Konsul in Harbin 1930-1931

Ich sollte wieder die Leitung des Konsulats Harbin übernehmen. Diesmal war meine Ernennungsurkunde vom 21. Mai 1930 außer vom Reichspräsidenten von Hindenburg vom Außenminister Curtius unterzeichnet. In der Mandschurei hatten im Verlaufe des chinesisch-japanischen Konflikts japanische Truppen interveniert, weshalb die Eisenbahnlinie Peking-Mukden unterbrochen war. Deshalb mußten wir einen Teil unseres Weges zu Schiff zurücklegen, d.h. wir fuhren von Tsinanfu nach Tsingtau mit der Bahn, von Tsingtau nach Dairen auf dem japanischen Schiff „Tientsin Maru“, dann wieder mit der Bahn bis Harbin, wo wir am 1. Juni eintrafen.

Und nun umging uns wieder das lebhafteste Treiben dieser unsicheren und unsoliden Stadt, deren russischer Charakter im wesentlichen gewahrt geblieben war, deren chinesisches Element aber doch schon stärker hervortrat. Die Stadt fieberte in der Ungewißheit ihrer Zukunft wegen des Vorrückens der japanischen Truppen in der Mandschurei.

Korruption bei den chinesischen Beamten wie auch bei den russischen Polizisten war allgemein und wurde ohne Aufregung unter den Geschäftskosten verbucht. Berichterstatter der Presse – die Zeitungen in russischer oder chinesischer Sprache waren am weitesten verbreitet, ein Blatt in englischer und eines in japanischer Sprache waren unbedeutend – verschafften sich oft beträchtliche Nebeneinnahmen durch passive Bestechung oder aktive Erpressung. Selbstverständlich legte das Deutsche Konsulat Wert auf gute Beziehungen zur Presse. Deswegen ergab es sich, daß in meinem Amtszimmer auch Journalisten ein- und ausgingen, die mehr oder weniger anrücklich waren.

In der ganzen Welt war Harbin berüchtigt wegen seines Mädchenhandels, und deshalb zögerte auch die vom Völkerbund entsandte Sonderkommission nicht, sich längere Zeit in Harbin aufzuhalten, um dieses schmutzige Geschäft eingehend zu untersuchen. Der Besuch dieser Kommission fiel in meine Amtszeit. Allen Ausländern in Ostasien waren die üblen Harbiner Nachtlokale bekannt.

Im schroffen Gegensatz zu diesem Treiben stand die ungefähr Tausend Köpfe starke Gemeinschaft deutschstämmiger Mennoniten, die um ihres Glaubens willen aus den zentralasiatischen Gebieten der Sowjetunion geflohen waren. Es waren wertvolle, ehrliche und arbeitsame Menschen, doch durfte ich amtlich nicht für sie eintreten, weil sie Sowjetbürger waren. Privat hat ihnen aber die deutsche Gemeinde Harbin aufopfernd geholfen. Ich hatte mich bemüht, die Reichsregierung zu veranlassen, die ganze Gruppe im Reich aufzunehmen; es war vergeblich, weil man in Berlin große Sorgen wegen

³ Siehe die Auszüge in StuDeO-INFO Dezember 2006, S. 18-22.

der Arbeitslosigkeit hatte. Die Mennoniten konnten sich später in Südamerika niederlassen.

Dieses ganze an der Oberfläche so leichtfertige und glitzernde Leben war eingetaucht in die Atmosphäre der Politik. Das Sowjet-Generalkonsulat war eine Behörde mit Dutzenden von Beamten, die ihre Fäden in alle Gebiete spannen, ohne selbst unnötig sichtbar zu werden. Ebenso groß aufgezogen war das japanische Generalkonsulat, das sogar eine eigene Polizei unterhielt. Dagegen war das deutsche Konsulat nur mit zwei Beamten, nämlich mir und einem Konsultssekretär [*Franz Marks*], ferner einer russischen Stenotypistin und ein paar chinesischen Angestellten besetzt. An dem politischen Spiel jener Jahre in der Mandschurei waren wir eben nicht beteiligt.

Dagegen betrachtete ich die Förderung der wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland als meine besondere Aufgabe. Und da fehlte es nicht an regem Leben. [...] An jenem Morgen [*dem 13. Juni, nach einem bis 6 Uhr früh dauernden „Begrüßungsabend“ im Deutschen Klub*] traf die Studienkommission der deutschen Industrie, bestehend aus den Herren v. Gontard, Wendt, Schippel, Jacoby, Radermacher und Strewe, in Harbin ein. Sie hatten auf ihrer Reise zahlreiche Orte in Ostasien besucht. Am Tage ihrer Ankunft gab ich ihnen zu Ehren einen Bierabend bei mir im Hause. Am folgenden Tage gab die Chinesische Handelskammer ein Festessen im sogenannten Yacht-Klub am Sungari-Fluß sowie zwei weitere am 16. beim chinesischen Gouverneur und am 17. bei der Deutschen Handelskammer. Am 18. reiste die Kommission nach Deutschland weiter. Am 15. hatte uns überdies Konsul Balser⁴ auf dem Wege nach Deutschland besucht.

Diese Einzelheiten aus dem ersten halben Monat meines Aufenthalts erwähne ich nur, um zu zeigen, welch lebhaften Verkehr ich allein von deutschen Reisenden in amtlichen Stellungen in Harbin zu bewältigen hatte. Es war sehr viel Arbeit damit verbunden, brachte mich aber der großen Welt beträchtlich näher als die verhältnismäßig friedliche Stille in Tsinanfu.

Im Juli konnte ich trotzdem einen vierzehntägigen Urlaub dort verbringen, wo meine Frau und unsere Tochter bereits in dem idyllischen Landhaus meiner verstorbenen Eltern an der See wohnten [*in Peitaiho/Beidaihe*]. Am 11. August, dem Verfassungstage mußten wir natürlich wieder zu Hause

⁴ Karl August Balser, von 1929 bis 1932 Konsul in Wladiwostok, wurde Gipperichs Nachfolger in Harbin. Marie Balser schreibt in ihren Erinnerungen „Ost- und westliches Gelände“ (1958), S. 68: „Wir konnten Gipperichs Wohnung mit einigen Möbeln übernehmen.“ (2007 neu aufgelegt im Longtai-Verlag, Giessen).

sein [*die 1919 verabschiedete Weimarer Reichsverfassung war die erste demokratische Verfassung Deutschlands*]. Da war des Mittags bei uns in der Wohnung der übliche offizielle Empfang, und zwar für sämtliche fremden Behörden und alle Deutschen, und am Abend gab es das große Festessen der Deutschen im Yacht-Klub.

Zwei Tage darauf war ich bei der Grundsteinlegung der deutschen Schule Harbins anwesend und war mit einer Ansprache beteiligt.⁵ Von prominenten deutschen Durchreisenden wären etwa zu erwähnen: [der deutsche Botschafter in Japan, Dr. Ernst Arthur] Voretzsch mit Familie, Konsul Balser und Frau vom 5. bis 12. Dezember 1930 auf dem Wege nach Wladiwostok. Am 26. August 1931 landete die deutsche Fliegerin Marga von Etzdorff auf ihrem Solo-Flug von Deutschland nach Japan in Harbin. Sie nahm sich später [*1933*] nach einer Bruchlandung in Aleppo das Leben. Die beiden Tage, die der Gesandte Trautmann⁶ mit Frau und Tochter im September 1931 in Harbin verbrachte, waren zum Bersten angefüllt mit Besuchen und Veranstaltungen aller Art.

Nachdem ich nun wiederum vier Jahre in vier verschiedenen Städten Ostasiens Dienst getan hatte, durfte ich einen Heimaturlaub beanspruchen. Ich konnte ihn um so beruhigter antreten, als ich überzeugt war, daß ich nach Harbin zurückkehren würde, wo ich gerade im Jahr zuvor etatmäßig geworden war. Es sollte aber alles anders kommen.

Peitaiho (Sonett, verfaßt von H. Gipperich)

Das Meer treibt träge seine Flut zum Strande,
Wo sorgenlose nackte Kinder liegen.
Von draußen, wo sich Fischerboote wiegen.
Schallt Ruf und Arbeitsang gedämpft zum Lande.

Die Kiefern wispern sacht am Waldesrande,
Ein Flötenklang will müd im Wind verfliegen;
Von Ferne kommt ein Lied heraufgestiegen
Und dehnt sich und verhaucht im weichen Sande.

Des harten Alltags Wünsche müssen schweigen.
Nun darf ihr helles Lied die Seele singen,
nun darf die Freude unverhüllt sich zeigen.

Die Lebenslust regt ihre lichten Schwingen,
Und gute Geister lassen ihren Reigen
In Licht und Sonne selig froh verklingen.

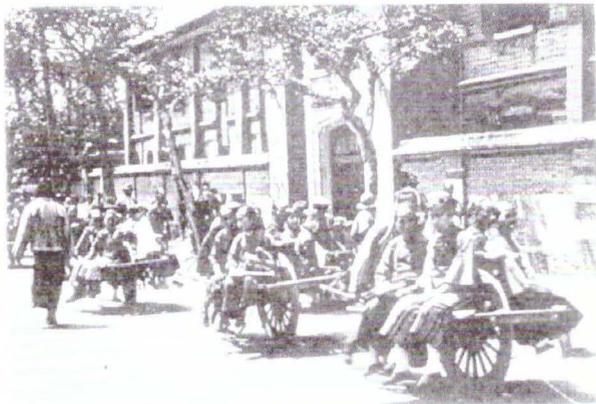
⁵ Die „Hindenburg-Schule“ war eine Realschule mit Vorschule und Kindergarten. Leiter: K. Krutenat, Lehrkörper: P. Hildebrand, A. Bender, Frau E. Rogenhagen, Frau E. Schiewe.

⁶ Oskar Trautmann war von 1931 bis 1938 zunächst deutscher Gesandter und später deutscher Botschafter in China.

Automobilgeschichten – Unsere Autos in Shanghai

Elise Hofmeister geb. Bahlmann (geb. 1926)

In der Megastadt Shanghai, international geprägter Handelsplatz „über dem Meer“, wimmelte es von Menschen mit ihren verschiedenen und variantenreichen fahrbaren Untersätzen wie Schubkarren (wheelbarrows), Lastkarren, von Menschen und Tieren gezogen, für Ladungen wirklich aller Art, z.B. „Honigkarren“ zum Abtransport der jede Nacht mit menschlichen Exkrementen bis zum Überschwappen gefüllten hölzernen Klotonnen, Marktgemüse, Baumaterial etc., etc. Es gab Rikshas, Fahrräder, Pferdekutschen, Straßenbahnen, Trolleybusse [Oberleitungsbusse], Doppeldeckerbusse, Pedicabs [Fahrrad-Rikshas] und Autos, Autos, Autos – fast alle amerikanischer Herkunft. Ford war der Marktführer, sämtliche Taxen waren Fords, zu meiner Zeit der Ford V8. Der einzige deutsche Wagen, an den ich mich erinnere, war ein Opel Kadett (er gehörte Gustav Rodde).¹



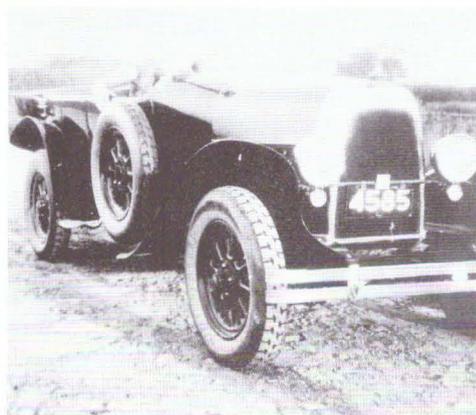
Auf Schubkarren auf dem Weg zur Arbeit

Unser erstes Familienauto war aber ein Fiat. Mami, die 1921 im Alter von 21 Jahren als Braut nach Shanghai gekommen war, erhielt 1926 bei wachsender Prosperität und zunehmender Kinderzahl ihr erstes Auto,² das damals neueste Fiat-Modell 501 Touring in feuerroter Ausführung, frisch importiert aus Turin von der Autofirma A. Heimerding (später Hartzenbusch Motor Co.). Es war ein Cabrio, ausgestattet mit einem hinter den

¹ Rodde vertrat die „Java-China-Japan Line“ (ADO 1937).

² Robert und Lena Bahlmann hatten fünf Kinder: Evi (geb. 1922), Hellmuth (1923), Elise (1926), Robert (1934) und Bernard (1938). Vater Bahlmann, seit 1904 in China, war bei der Anschaffung des ersten Autos in der „I.G. Farbenindustrie AG Verkaufsgemeinschaft Chemikalien“ tätig (ADO 1926-1927), später leitete er die Abteilung Chemie der in Deutsche Farben-Handelsgesellschaft Waibel & Co. (DEFAG) umbenannten Firma.

Rücksitzen zusammenfaltbaren Verdeck, mittels Druckknöpfen anheftbaren „Seitenscheiben“, zwei durchgehenden Sitzbänken, wozu im Fond noch zwei entgegen der Fahrtrichtung ausklappbare Sitze (sehr unbequem!) sowie eine verschließbare Klappe über dem torpedoartigen Heck kamen. Darunter befanden sich noch zwei weitere Notsitze für kleine bis sehr kleine Fahrgäste.



Der rote Fiat 501

Es regnete sehr oft in Shanghai, und deswegen waren die Notsitze, die nicht vom Segeltuchdach abgedeckt werden konnten, eigentlich unzumutbar. Später, als zu uns drei Schulkindern (Evi, Hellmuth und ich) auf dem langen Schulweg noch sechs andere Schulkinder aus der Nachbarschaft (fünf Dohses – Wilhelm, Margarete, Brunhilde, Günter, Ronald – und Adi Meller) zustiegen, waren es mit Schofu [dem chinesischen Chauffeur] zehn bis elf Personen, die bei offenem Verdeck in Dreierreihen aufeinander sitzen konnten. Bei Regen mußten zwei auf den Notsitzen naß werden.

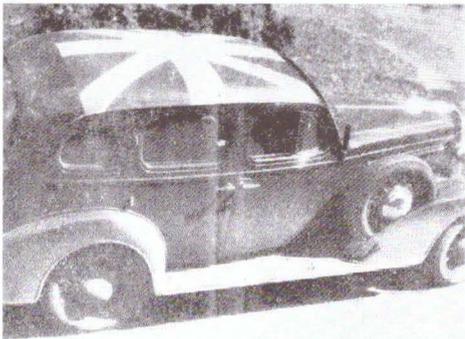
Einmal – es goß mal wieder in Strömen – brachte ein außenplanmäßiger weiterer Fahrgast das Schülertransportsystem in ernste Schwierigkeiten, die unser Bruder Hellmuth, damals 13 Jahre alt, aber auf geniale Weise löste: Der Schofu mußte aussteigen, Bruder Hellmuth kroch ans Steuer – mit Schulranzen unterm Po zur besseren Sicht –, der Schofu mußte hinterherlaufen (5 bis 6 km!). Als wir alle vor der Schule ausgestiegen waren, kam auch der Schofu herangekeucht, übernahm das mit laufendem Motor abgestellte Auto und brachte es für Mamis nächste Fahrt wieder nach Hause. Er hat uns nicht verpetzt. Später erfuhr Papi aber doch von der Autotour seines minderjährigen Sohnes. Dialog Papi: „Du hast doch noch keinen Führerschein.“ – Sohn: „Wieso? Ihr doch auch nicht!“

Apropos laufender Motor: Es gab keinen Anlasser in der Nähe des Lenkrads. Der Motor mußte mit einer Kurbel, die in eine Öffnung unter dem Kühlergrill geschoben werden mußte, gestartet werden. Gleichzeitig mußte der Fahrer bei gezogenem Choke das Gaspedal traktieren. Nach der dritten bis vierten Umdrehung der Kurbel durch eine Hilfsperson (meist eines von uns Kindern oder der Gartenmann) sprang dann der Motor an. Deshalb mußte der Motor laufen; siehe oben ... Schofu allein ...!

Unser Papi hatte für die Fahrten von uns zum Office, das sich erst in der Kiangse Rd, später in der Szetchuan Rd befand, das Office-Auto mit eigenem Office-Schofu zur Verfügung; nacheinander waren es ein Chevrolet, ein Oldsmobile und ein Studebaker. Beginn der Office-hours um 9 Uhr, unser Unterricht begann um 8 Uhr früh, im Som-

treffen worden. Die Polsterung war blutdurchtränkt. Deswegen erneuerte Mami, da ihr Herkunft und Schicksal des Wagens bekannt waren, dessen ganzes Innenleben. Im Hinblick auf den Namen Knatchbull des Vorbesitzers wählte sie sinnigerweise oxsenblutfarbiges Leder, was dem hellgrau lackierten Wagen mit am Heck montierten Ersatzreifen einen wirklich luxuriösen Look verpaßte.

Als es im Laufe der andauernden Kriegswirren zu einem Engpaß in der Gasolin (Benzin)-Versorgung kam, wurde das Reserverad samt chromblitzender Abdeckung abmontiert und ein klobiger viereckiger schwarzer Kasten an seine Stelle geschraubt, der das Auto mit Holzkohlegasantrieb in Bewegung setzte. Die ganze Apparatur war so schwer, daß der jetzt hecklastige Wagen das Aussehen einer sprungbereiten Raubkatze annahm – Hinter-



Das ehemalige Diplomatenauto (links) später umlackiert vor der Kaiser-Wilhelm-Schule nach starkem Regen

Fotos: Juras

mer, z.B. für Sport, schon um 7:15. Mittags gegen 12:30 wurden wir von Papi mit dem Office-Auto abgeholt. Für den Nachmittagsunterricht – fast ausschließlich Wahlfächer mit nur wenigen Mitschülern wie Stenographie, Chinesisch (später auch Japanisch), Flötenstunde – mußte als Transportmittel wieder der Fiat herhalten. Nachmittags führen wir auch immer öfter mit dem Fahrrad, wenn Regen und ständiger Gegenwind nicht zu stark waren.

Mami hatte sich schon seit längerem ein richtig geschlossenes, etwas moderneres, feineres Auto gewünscht. Keinen so chromblitzenden amerikanischen Straßenkreuzer, eher eine britische Nobelmarke, etwa einen Hillman oder einen Vauxhall oder – ganz doll – einen Jaguar oder einen Bentley (Rolls Royce war ihr zu steif). Schließlich wurde es dann ein Hillman (oder doch ein Vauxhall?). Der Wagen wurde 1941 von dem britischen Botschafter Knatchbull-Hugessen übernommen. Dieser vornehme Diplomat der britischen Krone war während einer Dienstreise in die weitere Umgebung Shanghais, wo der Krieg zwischen China und Japan tobte, trotz des auf dem Autodach aufgepinselfelten Union Jack von einem Geschoß schwer ge-

beine angewinkelt, Vorderbeine leicht gestreckt –, mit wenig Bodenberührung, aber noch lenkbar. Deswegen nannten wir ihn spontan „Jaguar“. Zur Erhöhung der Fahrsicherheit wurden nun einfach alle schwereren Passagiere nach vorne gesetzt, nach hinten kamen die Leichtgewichte. Aber Holzkohlegas-Autos stinken und qualmen, und schnell war auch dieser Treibstoff kaum mehr in ausreichendem Maße zu bekommen.

Das Auto verschwand in der Garage, und damit begann der endgültige Umstieg auf das Fahrrad. Ausnahme: Papi, damals 65 Jahre alt, bekam ein Pedicab, weil er bei dem ersten Versuch radzufahren schwer gestürzt war.

Ein Pedicab für Papi – angetrieben von der Beinarbeit des ehemaligen Office-Auto-Schofus, der frohgemut seinen jahrzehntelangen Master durch Shanghais Verkehrschaos strampelte, solange wir noch die Freiheit hatten, unser Haus verlassen zu dürfen. Nach dem verlorenen Krieg 1945 waren wir bis zur zwangsweisen Repatriierung 1946 im eigenen Haus interniert, von sechs Mann schwer bewaffneter Miliz bewacht. Da brauchten wir uns um Fortbewegungsmittel keine Sorgen zu machen. Einen Jaguar hatten wir aber einmal gehabt!

Chronik der Familie Weinkopf, die sowohl Niederländisch-Indien als auch Indonesien erlebte

Edith Weinkopf (Schwester Simone OSB)

Vater: Johann Joseph Alois (Hans) Weinkopf, Dipl.-Ing. Geodäsie, geb. 1892 in Troppau, gest. 1974 in Berlin

Mutter: Edith Josephine Aurelia (Ditta) Weinkopf geb. Leonhartsberger, 1909-1952

Kinder:

Edith Maria Anna, geb. 1931 in Batavia, seit 1962 Benediktinerin Schwester Simone OSB [*Ordo Sancti Benedicti*];

Liselotte (Jotti), geb. 1932 in Batavia;

Gudrun (Gudi) Maria Johanna, geb. 1936 in Troppau;

Hans-Peter Eugen, geb. 1946 in Sarangan

Unser Leben bis 1942

Unsere Familie lebte vor dem Krieg in Batavia [heute Jakarta]. Mein Vater, Beamter des Topographischen Dienstes [seit 1921 in Niederländisch-Indien], verbrachte viele Monate des Jahres zur Landvermessung in den Urwäldern Insulindes. Während dieser Zeit lebte meine Mutter mit uns Kindern im Bergort Lembang oberhalb der Stadt Bandung, im „Grand Hotel Lembang“, mit dessen Inhabern, Familie Treipl,¹ unsere Familie befreundet war. Das gute Bergklima in Lembang bekam meiner Mutter und uns Kindern natürlich sehr viel besser als das heiße Klima Batavias.

Meine Eltern waren gebürtige Österreicher, die Familien lebten im Sudetenland. Nach dem Ersten Weltkrieg, als das Sudetenland zur Tschechei kam,² verloren meine Eltern die österreichische Nationalität und hatten einen sog. „Nansen-Pass“.³ 1937 ließen sie sich naturalisieren. Die niederländische Staatsbürgerschaft rettete meinen Vater jedoch nicht vor der Internierung, nachdem die Deutschen am 10. Mai 1940 in den Niederlanden einmarschiert waren. Mein Vater, der gerade auf einem Berggipfel im unzugänglichen Rimbu [Urwald] Borneos seiner Tätigkeit nachging, wurde

am 15. Mai dort abgeholt und im Viehtransport mit anderen Internierten nach Ngawi bei Madiun (Ostjava) gebracht, wo er 1942 von den Japanern befreit wurde.



Das Grand Hotel Lembang nach zweimaligem Ausbau:
1936 (oben) und Zustand weit nach 1949

Fotos: Victor Treipl

Das Hotel Lembang wurde schon am 10. Mai 1940 enteignet, Familie Treipl mußte sich eine Wohnung in Lembang suchen. Auch meine Mutter mußte mit uns Kindern das Hotel verlassen. Wir bezogen ein schönes kleines Haus namens „Tomarca“ am Rande einer tiefen bambusbewachsenen Schlucht. Mein Schwesterchen Jotti und ich kamen in die 2. und 3. Klasse der neugegründeten „Lagere School“ in Lembang.

Ich erinnere mich an diese Zeit sehr gut. Wir waren zwar nicht interniert, lebten aber unter Polizeiaufsicht und wurden streng beobachtet. Unsere sehr hübsche und fröhliche Mutter, die das Ganze nicht so ernst nahm und in ihrem Safe in der Bank dem Gold einer Familie Gsöllpointner⁴ Asyl gewährt

¹ Franz Victor Treipl, Direktor des Grand Hotels Lembang (davor fünf Jahre Pflanzler), wurde 1889 in Wien geboren und lebte seit 1911 in „Indien“, wie Niederländisch-Indien auch kurz genannt wurde; verheiratet mit Hilde Treipl. Quelle: Deutsches Jahrbuch für Niederländisch-Indien 1935 (StuDeO-Archiv *1850).

² Durch den Vertrag von Saint-Germain September 1919.

³ Paßersatz (Reisedokument) für Staatenlose, 1922 für russische Flüchtlinge eingeführt, später auch auf andere Gruppen angewendet.

⁴ Karl Gsöllpointner, Österreicher, seit 1921 in „Indien“, war wie Weinkopf Beamter beim topographischen Dienst.

hatte (was strengstens verboten war), entging einige Male nur mit knapper Not der Internierung. Wir hatten den Auftrag, unser Hab und Gut seefest zu verpacken, weil eine Verschiffung nach Australien geplant war. Das machte meiner Mutter einiges Kopfzerbrechen, da mein Vater kostbare Sammlungen und sie eine Vorkriegsausstattung besaß, die nicht gerade klein war. Aber es kam nicht soweit. 1941 erklärte Niederländisch-Indien Japan den Krieg und war innerhalb eines Vierteljahres von Japan besetzt.⁵

Mein Vater konnte nach seiner Befreiung sofort das Geodätische Institut übernehmen, natürlich unter japanischer Oberhoheit. Wir hatten das Glück, daß mein Vater – obwohl er Niederländer war – nicht wieder von den Japanern interniert wurde. Ein Freund der Familie wurde erst von den Japanern befreit und später von der „Kempetai“ [der japanischen Militärpolizei] zu Tode gefoltert. Und das war kein Einzelfall.

Unter japanischer Besatzung

In der Nacht vor der Kapitulation⁶ flüchteten wir mit Familie Treipl nach Bandung, 15 km entfernt, wo wir die halbe Nacht bei der Heilsarmee kampierten, morgens aber auf die Straße gesetzt wurden, weil eine deutsche Dame, die mit uns auf der Flucht war, Frau Jablonsky (durch eine Gehirnerschütterung ein wenig verwirrt), deutsch gesprochen hatte. In einem öffentlichen Unterstand erwarteten wir die Kapitulation und wurden von einem niederländischen Offizier (der überaus freundlich war und – wie er erzählte – eine deutsche Mutter hatte) in der Stadt herumgefahren, bis wir in einer Garage unterkommen konnten. Ich erinnere mich, daß wir zu neun Personen dort kampierten. Viel Gepäck hatten wir nicht, jeder einen kleinen Koffer mit dem Nötigsten. Vom Roten Kreuz bekamen wir Kleidung und Wäsche, denn wie sich später herausstellte, hatten Plünderer (sog. Rampoker), die mit der japanischen Armee zogen, alles, was wir hatten, mitgenommen oder vernichtet. Als meine Eltern später nach Lembang kamen, fanden sie in der Garage unseres zerstörten und durchschossenen Hauses ein schwarzes Spitzen-Abendkleid meiner Mutter als einziges Überbleibsel eines stattlichen Vorkriegshaushaltes. Erinnern kann ich mich gut an den Ausruf meiner Mutter: „Kinder, wir leben! Das ist doch das einzige, was zählt! Und ich habe keine Sorgen mehr, wie ich

Vatis kostbare Kris-Sammlung⁷ verpacken soll!“ So war meine Mutter! Ein wunderbarer Mensch! Wir fanden schließlich ein Haus im schönen Außenbezirk „Orgvliet“, und wir Kinder bekamen Privatunterricht. Ich erinnere mich an eine indische „juffrow“, die uns Rechnen beibrachte, an Frau Wisgrill und Frau von Königswald, die uns und vielen anderen Kindern kompetenten Deutsch- und Englischunterricht gaben.

Auf der deutschen Schule in Sarangan

Zu meinem Bedauern kann ich nicht sagen, was meine Eltern dazu bewog, nach Sarangan zu gehen.⁸ Vielleicht die Ungewißheit, ob jemals noch mit Schulbildung für uns Europäer zu rechnen sei. Denn die niederländischen Schulen waren alle geschlossen, und wir hätten nur mit Einzelunterricht weitermachen können, ohne einen Schulabschluß. Jedenfalls fuhren wir erst im Oktober 1943 nach Sarangan. „Wir“, das war zunächst nur meine Mutter mit uns drei Kindern. Mein Vater blieb in Bandung und besuchte uns nur von Zeit zu Zeit. Es war eine enorm schwierige Zeit, und es ist ein Wunder, daß das Mißtrauen der Japaner für ihn keine bedrohlichen Folgen hatte. Als die Situation Anfang 1945 unerträglich wurde, kam mein Vater zu uns, so daß wir bei der Kapitulation Deutschlands (und vor allem Nippons) zusammen waren.⁹ Bei unserer Einschulung konnten wir ohne Probleme in die unserem Alter entsprechenden Klassen aufgenommen werden. Ich kam in die 6. Klasse, Jotti in die 5., Gudi in die 2. Wir waren zweisprachig aufgewachsen, hatten trotz des Krieges eine große deutsche Bibliothek gehabt, so daß uns die Probleme vieler Kinder mit der Umschulung

⁷ Kris, malaiisch Keris, ist ein in Südostasien verbreiteter asymmetrischer Dolch.

⁸ Nach der japanischen Besetzung Niederländisch-Indiens bestand die deutsche Regierung darauf, daß ihre im Lande verstreuten Landsleute zu ihrer Sicherheit zusammengelegt wurden und ihre Kinder eine deutsche Schule besuchen konnten. Schließlich gelang es, geeignete Unterkünfte in dem in Ostjava an einem See gelegenen Ferienort Sarangan zu finden. Am 20. April 1943 wurde die Schule samt einem Kindergarten eröffnet. Im Laufe der Jahre waren es 173 Schüler, die von Müttern und den wenigen nicht internierten Männern unterrichtet wurden; siehe StuDeO-INFO Dezember 2011, S. 30f.

⁹ Japan kapitulierte am 15. August 1945. Zwei Tage später riefen Sukarno und einige weitere Politiker die Unabhängigkeit der Republik Indonesien aus. Die niederländische Regierung versuchte jedoch in den folgenden Jahren, ihre Herrschaft mit militärischen Mitteln zurückzuerobern. Erst auf der Konferenz von Den Haag übertrug sie mit Wirkung vom 21. Dezember 1949 Indonesien die Souveränität über nahezu das gesamte Inselreich.

⁵ Die Niederlande erklärten nach „Pearl Harbour“ am 9. Dezember 1941 Japan den Krieg. Japan gelang die Besetzung Niederländisch-Indiens bis März 1942.

⁶ Gemeint ist die Kapitulation der niederländisch-indischen Regierung vor den japanischen Angriffen.

vom niederländischen auf den deutschen Unterricht erspart blieben. Mit der Zeit, als die Wege nach Bandung abgeschnitten waren, wurden wir auch in Sarangan heimisch. Unser kleiner Bruder Peter wurde 1946 dort geboren. Mein Vater unterrichtete nach 1946 die indonesischen Truppen, die in Sarangan stationiert waren, in naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern. Er hatte ausgezeichnete Kenntnisse in der indonesischen Sprache und konnte den jungen Siliwangi-Soldaten¹⁰ viel vermitteln. Bei seinem Tod 1974 fand ich noch Dankesbriefe von indonesischen Schülern aus dieser Zeit.

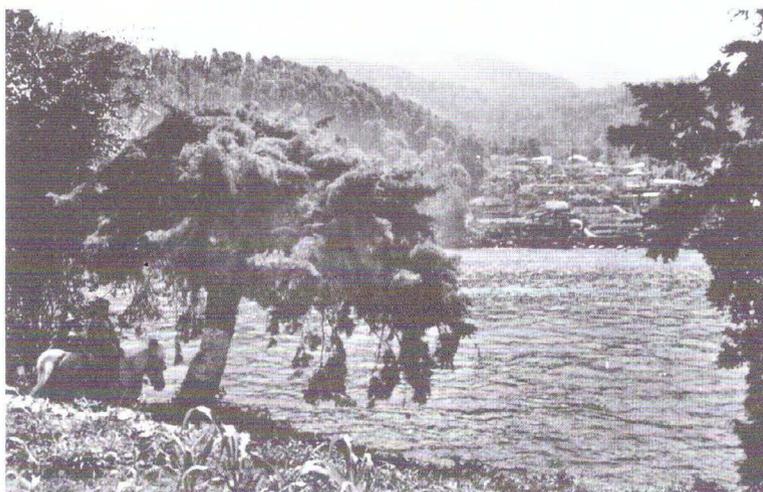
Ich nehme an, daß wir vom Gehalt meines Vaters und vom Tauschhandel lebten. Meine Mutter betätigte sich als Kuchenbäckerin. Wie meine Eltern uns durchgebracht haben, ist mir im Nachhinein ein Rätsel, zumal wir ja durch den Totalverlust unseres Hab und Guts 1942 keine für den Tauschhandel geeigneten Vorräte an Bett- und Tischwäsche mehr besaßen. Jedenfalls hatten wir, was wir brauchten, und mehr als das, denn im Gegensatz zu den meisten anderen Kindern hatten wir unseren Vater und wir waren eine vollständige Familie. Ich erinnere mich nur an eine leise Angst, über die ich aber nie sprach, daß wir eigentlich nirgends so richtig hinpaßten. Wir waren ja keine Deutschen, aber auch keine echten Niederländer, eigentlich auch keine Österreicher. Die Gemeinschaft in Sarangan hat mich so etwas nie spüren lassen, sie war offen für alle.

Unsere Schule war ausgezeichnet. Wir hatten Lehrer, die mit einem ungeheuren Engagement nicht nur Wissen vermittelten, sondern uns den Weg ins Leben zeigten und denen unsere Entwicklung wirklich am Herzen lag. Bis an mein Lebensende werde ich ihnen dafür dankbar sein. Frau Bode, Frau Hachgenei ... Man müßte sie alle nennen. Sie verdienen ein unauslöschliches Licht in unseren Herzen!

Die Sarangan-Gemeinschaft löst sich auf, Guerillakrieg 1947-1948

Eine erste schmerzliche Zäsur war die Abreise der ersten großen Gruppe 1947. Danach wurde alles anders. Wir verloren nicht nur unsere liebsten Freunde. Die wenigen Hinterbliebenen rückten zusammen. Kommunisten-Putsch, Siliwangi-Einsatz ... In unser doch relativ friedliches Leben brach der Guerillakrieg ein, vor unseren Augen wurden unsere

Nachbarn erschossen, Kommunisten voller Ideale kamen halb verhungert aus den Wäldern und flüchteten wieder dorthin und auch die Schule löste sich auf. Wieso und warum habe ich nie verstanden. Es gab gegenseitige Verdächtigungen und Beschuldigungen, unsere Schlußzeugnisse nach den so guten Schuljahren waren befremdlich negativ ... Eine persönliche Erinnerung: Als meine Mutter mich später 1949 in Bandung in der „Biliton-HBS“ [*die in der Biliton Straße gelegene Höhere Schule*] anmeldete, sah der Direktor mich besorgt an und meinte, sie hätten ja eigentlich schon genug schwierige Schüler ... Meine Mutter beruhigte ihn und meinte, in deutschen Schulen wäre die Disziplin unerhört wichtig, ich würde in einer niederländischen Schule nicht auffallen. Nun, ich war



*Sarangan am Telogo-Pasir-See, überragt vom Vulkan Lawoe, 1994
Foto: Paul H. Kroh (StuDeO-Archiv *2138)*

sprachlos, was sich hier im Unterricht abspielte. Da flogen die Bücher durchs Fenster, der Englischlehrer erlitt einen Nervenzusammenbruch, und ich war geradezu ein Muster an Bravheit ...

Aber wie gesagt, diese letzten Monate in Sarangan waren eine Besorgnis erregende und nicht mehr schöne Zeit. Eine niederländische Polizeiaktion am 24. Dezember 1948 machte dann allem ein Ende.¹¹ Unsere Familie war in besonderer Weise betroffen. Wir wohnten im Haus „Meer en dal“ [*Unten am See*], die anderen Deutschen zusammen im Hotel „Beau Site“ [*Schöne Aussicht*]. Am Nachmittag des 24. Dezember, wir hatten gerade begonnen, unseren Weihnachtsbaum zu schmücken, wurden wir durch lautes Schreien und Schießen aus dem Haus gerufen. Hinter dem niedrigen Zaun, der den muslimischen Friedhof zu unserem Garten hin abgrenzte, standen ambonesische Soldaten, die Ge-

¹¹ Die Niederlande beantworteten den Guerillakrieg mit harten Polizeiaktionen, wodurch sie ihre Stellung militärisch neu festigten.

¹⁰ Indonesische Streitkräfte aus Bandung.

wehre auf uns gerichtet, und brüllten uns an.¹² Einer, ein unsympathischer dicker Mann, trieb es besonders wild. Wir mußten nebeneinander im Rasen vor dem Haus knien mit erhobenen Händen. Meine Mutter trug unseren kleinen Bruder auf dem Arm, sie hatte ein angebrochenes Schienbein und konnte nur unter großen Schmerzen knien. Der kleine zweijährige Peter weinte, der Ambonese brüllte, er mußte sofort aufhören, sonst würde er als erster erschossen. Er brüllte, wir Antichristen würden jetzt alle umgebracht, er schrie und tobte und immer wieder dieses „Ihr Antichristen ...“. In einer kleinen Pause fragte mein Vater ihn ganz ruhig, ob er im Haus vielleicht den Weihnachtsbaum gesehen hätte. Heute wäre ja der Heilige Abend ... Der Mann tobte weiter, es wäre heute der 1. Januar ... Plötzlich kam ein holländischer Offizier angerannt, der seinerseits den Ambonesen anbrüllte, er solle sofort aufhören. Zu uns sagte er dann „U hebt geboft“ [*Ihr habt Glück gehabt*]. Der Ambonese war schon des öfteren in solche Rage geraten, daß er alles, was ihm vor die Flinte kam, niedergeschossen hatte. „Mata gelap“ heißt es auf indonesisch. – Diese „Polizeiaktion“ war kein Ruhmesblatt für die Holländer. Viele Dörfer wurden angezündet, viele Menschen in den Kampongs [*Dörfern*] umgebracht.

Das war das Weihnachtsfest 1948. Unsere alte Schule brannte lichterloh. Wir wurden dann wieder einmal „nur mit einem Köfferchen“ per Lastauto nach Madiun gebracht, von da mit dem Flugzeug, einer alten Klapperkiste, nach Magelang und von dort nach Batavia ins Lager „Chasse-Complex“, wo uns viele Gefangene und noch mehr Wanzen erwarteten. [...] Wir blieben im Lager Chasse-Complex solange, bis der indonesische Staat seine Unabhängigkeit endgültig durchgesetzt hatte.

In Bandung und Lembang ab 1949

Nach unserer Freilassung im August 1949 zogen wir nach Bandung, wo eine von uns sehr geliebte Tante ein Hotel besaß. Dort konnten wir zunächst wohnen und wieder das Einleben in einen normalen Alltag einüben. Mein Vater übernahm das geodätische Institut, das er bis zum Dezember 1957 leitete. Sein größtes Anliegen war, die indonesischen Mitarbeiter so gut zu schulen, daß das Institut ohne europäische Hilfe weitergeführt werden konnte. Das ist meinem Vater in hervorragender Weise gelungen. Bei seinem Abschied konnte er das Institut einem zuverlässigen, kompetenten in-

donesischen Ingenieur übergeben. Meine Schwestern kamen auf die Ursulinen-Schule, ich in die Biliton-HBS, die aber zum Schuljahr 1950/51 geschlossen wurde. So gingen Jotti und ich auf das Christelijk Lyceum, wo wir 1951 und 1952 das Abitur machten.

Inzwischen waren wir nach Lembang gezogen und wohnten herrlich nahe bei der Bösscha-Sternwarte in 1.300 m Höhe. Die glücklichen Jahre fanden ein jähes Ende durch den unerwartet frühen Tod unserer geliebten Mutter, die am 2. Juli 1952 dreiundvierzigjährig nach einer harmlosen Operation starb. Das schüttelte unsere Familie mehr als alle kriegerischen Ereignisse. Da mein Vater darauf bestand, daß wir eine gute Ausbildung bekamen, begann Jotti mit einer Lehre zur Krankenschwester und ich belegte an der T.U. Bandung die Studienrichtung „Seni Rupa“ (akademischer Zeichenlehrer), leider nur als außerordentliche Hörerin, da von diesem Jahr an unser niederländisches Abitur nicht mehr galt. Im Oktober [*vermutlich 1955*] flogen wir mit der ganzen Familie nach Europa, mein Vater zu einem einjährigen Urlaub, Jotti und ich, um Ernst zu machen mit einer Berufsausbildung, die zu diesem Zeitpunkt in Indonesien nicht möglich war.

Endgültiger Abschied von Indonesien 1957

Jotti wollte in Holland bleiben und beendete dort ihre Krankenpflegelehre, ich entschied mich für Deutschland und machte die dreijährige Ausbildung zur Dipl.-Bibliothekarin an der Hamburger Büchereischule. Unsere jüngeren Geschwister fuhrten mit unserem Vater zurück nach Indonesien.

Im Dezember 1957 kamen dann auch mein Vater und die beiden Jüngsten nach Europa. Nach einigen Monaten in Den Haag entschied sich mein Vater für Deutschland und zog mit Peter nach Berlin. [*Die Schwestern Liselotte (Jotti) und Gudrun (Gudi) blieben für immer in Holland und gründeten eine Familie*]. Im November 1959 heiratete er Ruth Ress und verlebte noch fünfzehn glückliche Jahre in Berlin. Am 28. Oktober 1974 starb unser lieber Vater, fünf Wochen nach seiner zweiten Frau. Meines Wissens war mein Vater der einzige Niederländer, der bis ans Lebensende eine indonesische Pension bezog. Indonesien hat ihm seinen engagierten Einsatz für die junge Republik nie vergessen. [...]

Ich war einige Jahre Bibliothekarin in Wolfsburg und Hamburg. Seit 1962 lebe ich als Benediktinerin in der Abtei St. Hildegard / Rudesheim am Rhein. Mein Ordensname ist Schwester Simone.

Quelle: Projekt der Sarangan-Freunde: Fragebogen zum Lebenslauf / Java, hier: Familie Weinkopf, 21. Februar 2009 (StuDeO-Archiv *2145).

¹² Alle von der Insel Ambon und den anderen Molukken-Inseln stammenden Soldaten in der niederländischen Kolonialarmee wurden Ambonesen genannt. Sie waren Christen oder Muslime. Quelle: Brockhaus.

Ein Bild und seine Geschichte

Dr. Nelson und sieben Diakonissen aus Peking 1947 in Canton.

Was Max Springweiler und Anna Schönleber dazu berichten können

Renate Jährling

Die meisten Bilder in dem neu in die StuDeO-Fotothek eingegangenen Fotoalbum sind nicht beschriftet. Dennoch verrät schon das erste Foto den Ort. Es zeigt die prächtige Anlage der Berliner Mission am Ufer des Perlflusses in Canton gegenüber der Stadt. In der Mitte die niedrige turmbewehrte Kirche zwischen den charakteristischen weißen, zwei- und dreistöckigen Gebäuden mit den schattigen Loggien aus der Kaiserzeit. Die nächsten meist großformatigen Fotos bestätigen den ersten Eindruck: Das Album gehörte einem Mitglied der Berliner Mission in Canton.¹ Es sind überwiegend offizielle Fotos von Personengruppen, Deutsche und Chinesen, auch Kinder sind darunter. Frühe Fotos von Hochzeitsgesellschaften mit bis zu vier Brautpaaren, die Herren tragen hohe steife Hemdkragen, die Gesichter sind ernst. Auf einem Gruppenfoto ist schwach zu lesen: Synode 1926. Ein paar Seiten später posiert ein Hochzeitspaar unter Palmen: Gerhard Mann² und Lise Zehnet, 19. Februar 1935.



Die Berliner Mission am Perlfluß gegenüber von Canton

Dr. Daniel Nelson, die „St. Paul“ und Max Springweiler

Das letzte Gruppenfoto weckt meine volle Aufmerksamkeit. Die Herren in der ersten Reihe sind beschriftet: „Pastor Lin, Nelson, Dr. Nelson und Pastor Pang fuh“, darunter mit Bleistift: „Canton, 11.6.47“. Da mir der Name Nelson im Zusammenhang mit dem Missionsflugzeug „St. Paul“ etwas sagt, lese ich in den Erinnerungen von Max Springweiler nach, der 1931 als Bordfunker über die Deutsche Lufthansa zur Eurasia Aviation nach

China gekommen war.³ Tatsächlich erwähnt Springweiler (1906-1994) Dr. Nelson mehrere Male, das erste Mal, als er die Lage nach Kriegsende beschreibt:

„Inzwischen arbeiteten die Mühlen der Vorsehung für mich. Maßgebend beteiligt daran war Dr. Daniel Nelson, der [amerikanische] Direktor der Lutheran World Federation, der sich vorgenommen hatte, den in China in Not geratenen lutherischen Missionen, gleichgültig welcher Nationalität, zu helfen. Man muß wissen, daß nach Beendigung des Krieges zwischen Japan und China und auch zwischen Amerika und Japan große Gebiete Nordostchinas, also die Mandschurei, von Sowjettruppen besetzt waren. Die christlichen Missionare waren von jeder Hilfe von außen abgeschlossen. Unter diesen Umständen war ein Flugzeug das einzig mögliche Mittel, um die Situation zu verbessern, und Dr. Nelson entschied: ‚Ich werde ihnen Flügel verleihen‘, ‚I will give them wings.‘ Und er tat es.“⁴

Damals lebte die Familie Springweiler in Shanghai. Der zum Pilot ernannte Otto Höfft und Springweiler in der Doppelfunktion als Co-Pilot und Flugzeugfunker konnten sich auf dem Flugplatz Kiangwan eine Maschine aussuchen. Sie entschieden sich für

eine C-47, die sie in vier Wochen für den Transport mehrerer Menschen umbauten. „Der erste Flug mit unserem ‚St. Paul‘, wie das Flugzeug getauft wurde, fand am 4. Juli 1946 (amerikanischer Nationalfeiertag) statt.“⁵

„St. Paul“ ist sehr bekannt geworden und mit ihm Max Springweiler. Das Flugzeug hat mehrere Tausend Missionare, praktisch alle evangelischen, aber auch katholische, und ebenso viele Chinesen und Koreaner befördert, nicht gezählt die Zivilisten, die gegen Bezahlung evakuiert wurden. Ende 1948

¹ Siehe Hellmut Lehmann: 150 Jahre Berliner Mission. Erlangen: Verlag Evangelische Mission 1974.

² Missionar Gerhard Mann war ab dem 1. Juni 1942 neben Pastor Fritz Maass Hilfsfarrer in Shanghai.

³ Max Springweiler: Flugpionier in China. Hamburg: Verlag Dr. Kovac 1996.

⁴ Ebd., S. 187 Auszug.

⁵ Ebd., S. 198.

begannen die Nationalchinesen unter Chiang Kai-shek vor dem Vormarsch der Kommunisten nach Taiwan zu fliehen, und ausländische Geschäftsleute, darunter auch deutsche, taten es ihnen nach. Nach der Gründung der Volksrepublik mußten die Evakuierungsflüge jedoch eingestellt werden. Der letzte Flug des „St. Paul“ führte am 8. Dezember 1949 ins Landesinnere nach Chengdu, Hauptstadt der Provinz Sichuan.

Als ich mir das Foto mit Dr. Nelson noch einmal genau ansehe, erkenne ich am rechten Rand überraschend Anna Schönleber, die Oberschwester des Deutschen Hospitals Peking, und sechs weitere Krankenschwestern, Stuttgarter Diakonissen mit den typischen weißen Hauben: hinter der Oberschwester Helene Bayha,⁶ daneben Auguste Ernst und Julie („Julchen“) Schüler und links drei weitere Schwestern.

Wie kam es, daß sieben der vormals siebzehn im Deutschen Hospital Peking tätigen Diakonissen sich im Sommer 1947 in Canton aufhielten? Neugierig geworden nehme ich die wunderbaren Erinnerungen von Oberschwester Anna in die Hand.

Aus den Erinnerungen von Anna Schönleber: Peking nach Kriegsende, Verlust des Hospitals⁷

„Die Entwaffnung des japanischen Heeres und die Heimführung der Zivilbevölkerung waren [durch die Amerikaner] bald durchgeführt. Täglich sah man große Lastwagen mit Japanern aus den Hutongs der Stadt zum Bahnhof fahren. Im Hospital ging zunächst alles weiter wie bisher.⁸ Immer wieder kamen amerikanische Offiziere ins Haus, und es hatte den Anschein, als ob dieselben ein Auge auf das Hospital geworfen hätten. Es geschah aber weiter nichts, bis eines Tages, am 15. Oktober [1945], ein Bote mich ins Office rief. Dort stand ein kleiner, modern gekleideter Chinese. Er stellte sich als Dr. Dschang vor und erklärte, daß er gekommen sei, das bisher deutsch gewesene Hospital

⁶ Helene Bayha (1903-1997), siehe StuDeO-Archiv *0226 und *0237 sowie StuDeO-INFO Dezember 1996.

⁷ Anna Schönleber: Zwischen Lotosblüten und Gobi-staub. Erlebnisse deutscher Schwestern in China. Stuttgart: J. F. Steinkopf Verlag, 1955, hier leicht bearbeitete Auszüge aus S. 207-217.

⁸ Das Deutsche Hospital Peking, bis 1917 deutsches Militärlazarett, wurde nach dem Ersten Weltkrieg der Deutschen Gesandtschaft unterstellt. Es war nie Privateigentum des Stuttgarter Mutterhauses oder einer Missionsgesellschaft, wie viele meinten. All die Jahre seines Bestehens hat der Betrieb sich selbst unterhalten.

im Namen der chinesischen Stadtverwaltung zu übernehmen. Zur gleichen Zeit waren alle Zugänge zum Gelände von Polizei besetzt. Dr. Dschang war der Neffe des neu ernannten Bürgermeisters und



*Konferenz in der Berliner Mission, Canton, 11. Juni 1947
Vorne von links: Pastor Lin, Pastor Russel Nelson,
dazwischen Stationsleiter Missionar Georg Kohls (mit Bart),
Dr. Daniel Nelson (dunkles Sakko),
Charlotte (Lotti) Kohls geb. Kunze (mit Kind), Pastor Pang fuh;
Diakonissen von rechts: Anna Schoenleber (Brille), dahinter Helene
Bayha, daneben Auguste Ernst, Julie Schuler, dann von oben:
Martha Seitz, Wilhelmine Lang, Anna Messner;
junge Frau mit dunklem Haar: Annemarie Scholz aus Tsingtau*

nun Chefarzt.⁹ An Stelle unserer vier deutschen Ärzte [die befragten Zeitzeugen erinnern sich nur an drei: den Internisten Dr. Erwin Eckert, den Gynäkologen Prof. Dr. Günther Huwer und den Chirurgen Dr. Kurt Stickforth] waren bald dreißig chinesische eingezogen. Neben den siebzehn deutschen Schwestern arbeiteten noch vierzig chinesische Krankenpflegerinnen. Für die deutschen Ärzte und mich war nun kein Platz mehr. Die Ärzte bezogen chinesische Gehöfte in der Weststadt [und der Nordstadt] und rieten mir, mich beurlauben zu lassen. Das war eine gute Lösung, das ‚Gesicht zu wahren‘. Ich übernahm nun den Haushalt für die Schwestern [sie hätte sonst als gewöhnliche Kran-

⁹ Mit den US-Marines, die Ende September 1945 in Peking einrückten, kamen auch die Nationalchinesen.

kenschwester arbeiten müssen, da sie ihre leitende Funktion hatte abgeben müssen].

Wir hatten inzwischen schon genügend erfahren, wie es ist, staatenlos zu sein und keine schützende Behörde mehr zu haben, und schätzten es außerordentlich, daß Dr. Nelson uns [bei einem Besuch in Peking] versicherte, daß wir nicht mehr allein gelassen seien. Kurze Zeit später ging ein Gerücht um, das von einer bevorstehenden Repatriierung wußte, die uns aber nicht betreffen sollte. Amerikanische Armeestellen hatten den Chinesen nahegelegt, die „obnoxious Germans“, wie die deutschen Parteimitglieder genannt wurden, aus China zu entfernen. Viele derselben waren jahrzehntelang in China gewesen und standen zum Teil in geschäftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu ihrem Gastvolk oder arbeiteten auf kulturellem Gebiet mit prominenten Chinesen zusammen. Die Gelegenheit konnten nun auch sieben Schwestern benützen und als Pflegerinnen für die Kranken auf dem Schiff in die Heimat kommen.¹⁰

Die amerikanischen Militärstellen hatten sich offenbar für ein längeres Verbleiben eingerichtet und den Offizieren gestattet, ihre Familien nachkommen zu lassen. Das ehemalige Nurses Home des Rockefellerinstituts wurde als Hospital eingerichtet. Nach Rücksprache mit Dr. Nelson wurden wir alle [jetzt nur noch zehn Schwestern] in das Armeehospital übernommen. Ein Neues tat sich vor uns auf, das Zusammenarbeiten mit den Armeecärzten gestaltete sich sehr nett. Die Umgebung wurde so anders, als ob wir nicht mehr in China gewesen wären.

Trotz dieser äußeren Sicherheit, die wir genossen, spürte man aber schon bald, daß die Gegenwart des fremden Militärs in China mit Argwohn gesehen wurde. Das große China hatte gesiegt. Wie, das spielte jetzt eine sehr sekundäre Rolle. Die Vermittlerrolle, die Amerika zwischen den beiden sich streitenden Parteien [Nationalchinesen und Kommunisten] übernommen hatte, war eine vergebliche Mühe gewesen. Bisher war alles Amerikanische Trumpf gewesen, und nun fing man an, alles Amerikanische zu verpönen. Eine böse Propaganda setzte ein.

Im Hospital wurde jetzt von einem eventuellen Abzug der amerikanischen Truppen geredet. Die Frage unseres Verbleibens wurde wieder akut. Der

¹⁰ Ebenso die mittellosen Flüchtlinge, Frauen und Kinder aus Niederländisch-Indien, die seit 1941 in verschiedenen deutschen Gemeinden in China lebten. Der vor Tientsin auf Reede liegende US-Truppentransporter „Marine Robin“ übernahm Deutsche aus Peking und Tientsin und fuhr am 24. Juni 1946 nach Shanghai ab, wo er weitere Deutsche an Bord nahm.

kommandierende General verfügte schließlich, daß wir einen Tag vor dem Abzug des Militärs mit einem Sonderflugzeug nach Shanghai gebracht werden sollten.

Am dritten Sonntag im März 1947 waren wir zum letzten Mal in unserer schönen Kapelle in Peking. Sie wurde dieses Mal der Ort, an dem wir uns von vielen Chinesen und unseren deutschen Landsleuten verabschiedeten. Eine vierundzwanzigjährige Tätigkeit in dieser ehrwürdigen Stadt, von der die Sage geht, daß man sie mit Tränen betritt und mit Tränen verläßt, hatte ihr Ende gefunden.“



Das – 1945 enteignete – Deutsche Hospital in Peking



*Die deutsche evangelische Kapelle in Peking
StuDeO-Fotothek P8015 / P1102*

Da man noch Ende August 1947 Deutsche aus Peking, darunter auch meine Familie, mit US-Militärflugzeugen nach Shanghai flog, um sie auf der „General Black“ zu repatriieren (Abfahrt am 1. September), erstaunt mich, daß das amerikanische Militär schon im März 1947 aus Nordchina abgezogen wurde.

Wie aber ist es Oberschwester Anna und ihrer Gruppe in den folgenden Monaten ergangen?

Schönleber: Flug in den Süden über Shanghai nach Canton¹¹

„Am 21. März 1947, ganz früh, der Tag war noch grau, da standen im Hof des Krankenhauses Wagen bereit, um uns zum Flugplatz zu bringen. In Shanghai waren wir Gäste der amerikanisch-lutherischen Welthilfe und in einem ehemaligen Kirchensaal, in dem sechszwanzig Feldbetten standen, untergebracht. Shanghai glich zu jener Zeit einem überfüllten Heerlager. Wir wußten nicht, wo wir bis zu einer eventuellen Repatriierung bleiben sollten. Während wir noch im ‚Lutheran Center‘ auf die Gelegenheit warteten, weiter nach Süden zu kommen, kam ein Ruf aus Tsingtau von der Leitung des privaten deutschen Krankenhauses [*Faberkrankenhaus*], das unter dem Druck der Verhältnisse international geworden war und einen englischen Chefarzt hatte. So nahm das Missionsflugzeug bei seinem nächsten Flug nach Schantung die drei Schwestern Sofie Krinn, Sofie Strähle und Margarete Ziegler nach dort mit.

Bald darauf trug ‚St. Paul‘, wie dieses Flugzeug genannt wurde, unsere klein gewordene Gruppe nach Canton. Im Hospiz der großen Berliner Missionsstation waren wir dann wieder Gäste der amerikanisch-lutherischen Welthilfe. Das Gelände liegt gegenüber der großen Stadt auf dem südlichen Ufer des Perlflusses und ist nur auf dem Wasserweg zu erreichen. Aus den Schulgebäuden hörte man geräuschvolles Lernen. Fünfhundert Waisenkinder schrien im Chor und aus vollem Halse ihre Lektionen. Schöne Palmen, große Magnolienbäume, feuerrot blühende Hibiskushecken [...] sagten uns jeden Tag, daß wir im sonnigen Süden lebten. Es ist uns aber trotz all der Schönheit in der Natur ein zu langes Warten geworden. Wir wollten nicht länger Gäste sein, sondern arbeiten. Wir waren [jedoch] in den Augen der Polizei verdächtige Leute und durften die Stadt nicht verlassen. Dies dauerte vier Monate.“

„Eines Tages kam Dr. Nelson“, schreibt Anna Schönleber unvermittelt auf S. 223. Damit wird das „Rätsel“ des Fotos bestimmt gelöst werden, denke ich erfreut und lese ungeduldig weiter:

„Er hatte eine Konferenz chinesischer und deutscher Leiter der im Süden arbeitenden Missionen nach Canton einberufen. Es handelte sich um die Basler, die Rheinische, Hildesheimer, Breklumer und Berliner Missionen, welche jetzt von der Heimat keine Unterstützung mehr bekommen konnten und deshalb verwaist waren. Pastor Russel Nelson [*siehe Foto*], der diese Missionen betreute, hatte auch den chinesischen Bischof der lutherischen

Missionskirchen Dr. Pu Wen-fu dazu geladen [*vermutlich der Herr vorne rechts*]. Alle diese Missionen sollten von der Welthilfe zum Weiterbestehen unterstützt werden. Es war ein neuer Geist, eine übernationale christliche Bruderhilfe, die sich über die engen Grenzen hinwegsetzte.“

Damit ist die Geschichte des Bildes erzählt. Doch welches Schicksal ereilte die Beteiligten danach?

Schönleber: Aufteilung unserer Gruppe, Wiedersehen mit Dr. Nelson in Shanghai¹²

„Nach vielen Bemühungen von Pastor Russel Nelson¹³ wurden wir endlich für nicht politisch erklärt und konnten zu unseren Bestimmungsorten gelangen. Schwester Anna Messner und Wilhelmine Lang reisten mit der Inlandbahn nach Changsha in die Provinz Hunan [*der Liebenzeller Missionsarzt Dr. Fritz Eitel hatte dringend um zwei Schwestern für sein Krankenhaus gebeten*], Schwester Julie und Schwester Martha [Seitz] konnten mit einem Hausboot über den Ostfluß zu der Basler Station Meishien fahren, Schwester Auguste reiste in das Gebiet des Nordflusses zu einer Berliner Station. Ich hatte eine Einladung nach Amerika. Da es mir gesundheitlich nicht gut ging, empfahl Dr. Daniel Nelson, Schwester Helene mitzunehmen. Damit war unsere ganze Gruppe aufgelöst, und wir wußten, daß es lange Zeit dauern werde, bis wir uns in Stuttgart wiedersehen würden.“

Nach einer abenteuerlichen Reise durch das kriegszerstörte Südchina kamen die beiden Diakonissen am 1. August 1947 in Shanghai an. Es sollte jedoch noch bis Dezember dauern, bevor Dr. Nelson alle Formalitäten für die Weiterreise nach Amerika erledigt hatte. „Währenddessen fand Schwester Helene Arbeit im Deutsch-Chinesischen Hospital.“ Der „neue Geist“ der Kirchen, über nationale Grenzen hinweg, zeigte sich auch hier: „Die schöne deutsche Kirche in Shanghai wurde zur Unionkirche. Drei Kongregationen, deutsche, amerikanische und chinesische Lutheraner hielten darin ihre Gottesdienste. Einmal wohnten wir einem solchen bei, den der geniale deutsche Pfarrer Lic. Fritz Maass¹⁴ zusammen mit Dr. D. Nelson leitete. Dabei wurde das Vaterunser und das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott ... in sieben Sprachen

¹² Schönleber: S. 224-227 (Auszüge).

¹³ Pastor Nelson gehörte vermutlich wie Dr. Nelson zu der großen norwegisch-amerikanischen lutherischen Missionarsfamilie.

¹⁴ Pastor Maass verließ Shanghai Ende August 1947 mit dem von den Amerikanern bereitgestellten Emigrantenschiff „Marine Lynx“. Siehe Fritz Maass: Von Jerusalem nach Shanghai. Abschied vom Konfessionalismus (1987), S. 168f.

¹¹ Schönleber, S. 217-223 (Auszüge).

gesungen, eben von all denen, die an diesem Gottesdienst teilnahmen, und eine Russin spielte die Orgel.

Von August bis Dezember hatten wir Gelegenheit, das brodelnde Shanghai zu erleben. Dann erst bekamen wir vom amerikanischen Konsulat den Bescheid, daß Peking, Shanghai und Washington mit unserer Aus- bzw. Einreise einverstanden seien. Schon nach drei Tagen konnte uns Dr. Nelson zum Dampfer bringen.“¹⁵

Das tragische Ende von Dr. Nelson (1901-1948) und seiner Familie

„Es war eine erschütternde Nachricht, als wir später in Amerika erfahren mußten, daß unser gütiger Helfer zwischen Macao und Hongkong samt seiner Familie durch Piraten, welche das Verkehrsflugzeug kapern wollten, den Tod in den Wellen fand,“ schreibt Anna Schönleber.¹⁶



*Familie Nelson
Quelle: Springweiler, Anhang Nr. 50*

Max Springweiler klagt, warum der höhere Schutz, den er, seine Fliegerkollegen und die Passagiere in den ganzen Jahren erleben durften, nicht auch dem Mann gegolten habe, der das ganze Unternehmen „St. Paul“ gegen viele Widerstände ins Leben gerufen hatte.

Über das Unglück gäbe es mehrere Versionen, berichtet er. Die folgende Version ist dem „China News Letters“ von Juli/August 1950 entnommen:¹⁷ „Es war am Freitag, dem 16. Juli 1948. Die Familie Nelson – Dr. Daniel Nelson, seine Frau Esther und ihre beiden Kinder Marguerite und Danny – war nach Macao geflogen, um dort das Grab von Rev. Robert Morrison zu besuchen, der als evange-

lischer Missionspionier bei der ‚East Indies Trading Company‘ das Neue Testament ins Chinesische übersetzte und dort als junger Mann im Jahre 1846 starb. Die Nelsons begaben sich mit den anderen Passagieren zum Seeflughafen und bestiegen dort das Flugboot, das insgesamt sechsundzwanzig Passagiere auf dem etwa 25 Minuten langen Flug nach Hongkong befördern sollte. Auch Gold wurde befördert. Unter den Passagieren waren sehr reiche Chinesen, aber auch einige Europäer und vier weitere Chinesen, die das Flugzeug mit der Absicht bestiegen, den Piloten zu zwingen, nicht weit entfernt von Macao zu landen, um sich dort das Gold anzueignen. Der Plan mißlang, es entstand ein Kampf an Bord. Der Pilot und der Co-Pilot wurden erschossen, und die Maschine, eine ‚Catalina Flying Boat‘, stürzte etwa zehn Minuten nach dem Start senkrecht in die See. Alle an Bord, mit Ausnahme eines Piraten, wurden bei dem Absturz getötet. Die Leichen Dr. Nelsons und seines Sohnes wurden gefunden und auf demselben Friedhof beerdigt, auf dem auch Rev. Morrison liegt.“

Das Ende der Missionsarbeit in Südchina

Die Rote Armee marschierte immer weiter in den Süden Chinas vor. Berta Kleimenhagen geb. Steybe, Lehrerin an einer Schule der Liebenzeller Mission in Changsha, berichtet, daß sie alle im Frühsommer 1949 vor dem „wildem Ansturm der kommunistischen Heere“ ihre Missionsstationen in verschiedenen Gegenden Südchinas verließen. Sie selbst erreichte mit etwa vierzig Erwachsenen und Kindern im Mai die Berliner Mission in Canton. Verzweifelt versuchten alle eine Schiffspassage nach Europa zu bekommen.¹⁸ Sie kann bestätigen, daß die nach Changsha geschickten Diakonissen Anna Messner und Wilhelmine Lang, zusammen mit Dr. Eitel und seiner Frau, auch nach Canton geflüchtet sind. Von Georg Kohls, dem Leiter der Station, ist bekannt, daß er im Juni 1949 mit seiner Frau Lotti geb. Kunze ausgereist ist.¹⁹

Canton wurde schließlich am 14. Oktober 1949 von den Kommunisten eingenommen. Die letzten drei Berliner Missionarinnen verließen 1951 das Land. Sie gingen, weil ihre Arbeit unmöglich und dadurch ihr Aufenthalt sinnlos geworden war. Man hatte sie systematisch von der chinesischen Bevölkerung isoliert. Völlig mittellos kehrten sie mit Hilfe der Flüchtlingshilfe des Lutherischen Weltbundes in die Heimat zurück.²⁰

¹⁵ Die Diakonissen Anna Schönleber und Helene Bayha waren von Januar 1948 bis zum 31. März 1949 im Mutterhaus in Philadelphia tätig. Am 20. April kehrten sie in das Stuttgarter Mutterhaus zurück, wo sie leitende Funktionen in Schwesternhäusern übernahmen.

¹⁶ Schönleber, S. 227f.

¹⁷ Springweiler, S. 196f.

¹⁸ Siehe Kleimenhagens Bericht im StuDeO-INFO Dezember 2009, S. 30f.

¹⁹ Siehe Wilhelm Matzat: www.tsingtau.org.

²⁰ Lehmann, S. 165.

Bericht über einen Japanaufenthalt im Rahmen meines Japanologie-Studiums

Miriam Voge

Jede Ampel, jeder Automat und sogar jeder einfahrende Zug stößt ein Geklingel und Gebimmel aus, selbst einfache Lebensmittelmärkte kommen in übergroßen, nachts blinkend beleuchteten Schriftzügen daher und man fragt sich, ob das Flugzeug einen womöglich aus Versehen in Las Vegas statt in Ostasien abgesetzt hat. Japans Großstädte sind unglaublich laut und bunt. In krassem Gegensatz dazu stehen die Abgeschiedenheit der japanischen Gebirge und Klöster, die Entspannung in heißen Bädern, die von natürlichen Wasserquellen mit Mineralien angereichert sind und das leichte Klingeln der Windspiele, die man in den Sommermonaten an beinahe jeder Veranda findet.

Im Sommer 2013 hatte ich Gelegenheit, diese beiden widersprüchlichen Seiten des japanischen Lebens selbst zu erfahren.

Da ich mich seit vielen Jahren für Japan interessiere, studiere ich Japanologie mit Nebenfach Economics an der Universität Heidelberg. Als dort ein Sommerkurs für japanische Sprache und Kultur angeboten wurde, mußte ich nicht lange überlegen.

Gemeinsam mit zwölf Kommilitonen flog ich am 13. August 2013 nach Osaka. Dort verbrachten wir einige

Tage, erkundeten die Stadt, vor allem das lebendige Stadtzentrum, und besichtigten außerdem das Schloß von Osaka, welches als eines der berühmtesten Schlösser Japans gilt und eine wichtige Rolle in der Einigung des Landes im 16. Jahrhundert spielte.

Dann reisten wir weiter nach Tsu in der Präfektur Mie, wo der Sommerkurs an der Mie-Universität stattfand. Er dauerte drei Wochen, vom 18. August bis einschließlich 7. September. In der ersten Woche bekamen wir Tandempartner zugeteilt, also japanische Studenten, die dort an der Universität Deutsch lernen, mit denen wir je im etwa gleichen Anteil Japanisch und Deutsch redeten. Wir bear-

beiteten Arbeitsblätter, machten Ausspracheübungen und interviewten die Tandempartner über Themen wie Hobbys und Familie. Darüber hinaus besprachen wir auch kulturelle Unterschiede, z.B. die Eßgewohnheiten im Alltag oder unterschiedliche Gebärden- und Körpersprache. Ich war erstaunt, welche Unterschiede sich zwischen japanischem und deutschem Alltagsleben im Vergleich ergaben. Am Ende dieser Woche fuhren wir dann zusammen zwei Tage in die Berge zum „Tandem-Camp“, wo wir gemeinsam typisch japanische bzw. deutsche Gerichte zubereiteten und deutsche sowie japanische Lieder einstudierten.

In der Folgewoche begann dann der Sprachkurs, der nur für die deutschen Studenten gedacht war. Anhand von Filmausschnitten analysierten wir Dialoge und lernten dabei neue grammatikalische

Formen, die wir aus dem Unterricht in Heidelberg nicht kannten. Als Hausaufgabe mußten wir z.B. unsere Gastfamilien über das typische Klima in der Region Mie oder aber zu japanischen Redewendungen befragen. Wir übten uns sowohl im Verfassen eines Haiku,¹ als auch in Kalligraphie und besuchten eine Kabuki-Vorstellung². Schließlich bereiteten wir in

Gruppen ein Märchen als Theaterstück vor, das wir auf japanisch am letzten Tag in einem Kindergarten aufführten.

Ich wohnte während der Zeit des Sprachkurses bei meiner Gastfamilie Nishiguchi, die mich herzlich bei sich aufnahm. Als ich ankam, stellten sich die einzelnen Familienmitglieder vor und wir aßen zusammen zu Abend. Das gemeinsame Abendessen wurde zur Tradition, und so saßen wir viele Abende



*Der Miidera-Tempel in Otsu (Präfektur Shiga),
in dem unsere Studentengruppe an einer Zen-Meditation teilnahm*

¹ Japanisches Gedicht, welches meist aus drei Versen à 5, 7, 5 Silben besteht und oft Naturmotive enthält.

² Theaterform, die in der frühen Neuzeit entstand, mit ausnahmslos männlichen Darstellern.

noch lange am Küchentisch. Meine Gastfamilie war sehr an Deutschland und dem Lebensstil dort interessiert und stellte mir viele Fragen, die ich auf japanisch zu beantworten versuchte. Die Verständigung lief so gut wie immer auf japanisch ab, da die Familie nur wenig Englisch sprach. Alltagskonversation funktionierte in der Regel gut, allerdings mußte ich ausgefalleneres Vokabular oft nachschlagen, manchmal ergänzte auch ein Familienmitglied das gesuchte Wort und konnte mich so verstehen.

Anfangs hatte ich Bedenken, ob ich als Ausländerin aufgrund der kulturellen Unterschiede nicht aus Versehen ständig in ein Fettnäpfchen treten würde. Doch meine Gastfamilie nahm mir diese Angst, indem sie sich mir gegenüber tolerant und freundlich zeigte. An den Wochenenden machte ich zusammen mit der Familie Ausflüge [Abb. S. 51]. Wir besichtigten den Schrein von Ise,³ fuhren zum Ninja-Dorf⁴ in Iga oder nach Nagoya. Die Gastfamilie bemühte sich, mir eine Freude zu machen und auf meine Wünsche einzugehen. So gab es abends des öfteren mein japanisches Leibgericht Okonomiyaki⁵ oder ich ging gemeinsam mit meinen fast gleichaltrigen Gastschwestern zum Karaoke oder ein Feuerwerk ansehen. Es gefiel mir, wie fröhlich, interessiert und aufgeschlossen meine Gastfamilie war. An einigen Abenden saßen wir nach dem Essen am Küchentisch und ich versuchte zu erklären, wie sich aus verschiedenen Grafschaften und Territorien im 19. Jahrhundert allmählich der deutsche Nationalstaat gebildet hatte. Oder meine Gastmutter und ich spielten eine Beispielkonversation aus einem Englisch-Lehrbuch als Rollenspiel durch. Wir haben oft zusammen gelacht, und ich denke gerne an diese Zeit zurück.

Im Rahmen des Sommerkurses machten meine Kommilitonen und ich auch einige Tagesausflüge zu kulturell bedeutsamen Orten in der Präfektur und Umgebung, manchmal auch mit Tandempartnern. Zunächst fuhren wir nach Nara und sahen uns die beiden Tempel Tōdaiji und Saidaiji an, wo wir an einer Teezeremonie teilnahmen. Nachdem die dort ansässigen Mönche uns den Grüntee in ei-

³ Als Schrein bezeichnet man im allgemeinen ein shintoistisches Gebäude. Der Großschrein von Ise beherbergt mehrere Schreinanlagen und gilt als einer der wichtigsten Japans. Er ist der Hauptgöttin Amaterasu geweiht.

⁴ Ninja sind eine Art japanischer Geheimagenten, die in Akrobatik und Kampfkunst versiert sind. Seit dem 7. Jh. etwa erfüllen sie geheime Missionen oder verübten Anschläge im Namen diverser ranghoher Persönlichkeiten.

⁵ Deftige Pfannkuchen mit Gemüse, Fleisch und einem Häubchen Mayonnaise.

ner großen Schale serviert hatten, wollten sie noch ein Gruppenfoto von uns machen und zückten hochmoderne Fotohandys aus ihren traditionellen Kutten – ein Beispiel für Japans so typischen Spagat zwischen Tradition und Moderne.

In Otsu bekamen wir eine Führung durch einen Betrieb, in dem trotz tropenhafter Sommerhitze in einem fast schon schwindelerregend stickigen Raum mit kochendheißen Bottichen tapfer Yuba-Tofu⁶ produziert wird. Im Anschluß wurde uns von einem Mönch die Miidera-Tempelanlage gezeigt, wo wir versuchsweise meditierten. Gewöhnt an einen Alltag, der von Hektik und Leistung bestimmt ist, war dies eine ganz neue Erfahrung für mich ... einfach alle Gedanken, die sonst so durch den Kopf eilen, loslassen ... und fünf bis zehn Minuten in der abgedunkelten Tempelhalle im Schneidersitz in völliger Unbeweglichkeit verharren ... Nur schwer kann ich mir vorstellen, solch eine Meditation mehrere Stunden und länger durchzuhalten.

Weitere kulturelle Erlebnisse waren das Spielen traditioneller Musikinstrumente wie Shamisen, Koto und Shakuhachi⁷ sowie ein Versuch im traditionellen japanischen Tanz, bei dem wir u.a. lernten, wie man so ziemlich jede Geste, vom Einschenken des Reisweins über das Betrachten von Kirschblüten bis hin zu dem schüchternen Überreichen eines Briefes an den Geliebten, mit einem einzigen Papierfächer darstellen kann. Im südlichen Mie besichtigten wir ein Aquarium und ein Meeres- und Fischerei-Museum.

Nach dem Sommerkurs reisten die Kommilitonen und ich noch für etwa eine Woche nach Kyōto, wo wir im Kensōin-Tempel übernachteten. Wir unternahmen Touren durch die Stadt und sahen uns wichtige Wahrzeichen an wie etwa den Kinkakuji, den Fushimi-Inari-Schrein oder aber Sanjūsangendō.

Zusammengefaßt kann ich sagen, daß ich durch das vielfältige und kulturell reich gestaltete Programm des Kurses sowie durch den Aufenthalt in der japanischen Gastfamilie nicht nur viel über Japans Kultur erfahren konnte, sondern auch einen sehr guten Einblick in den japanischen Alltag mit all seinen Details – wie Eßgewohnheiten, Verbeugungen und das obligatorische Ausziehen der Schuhe vor dem Betreten des Hauses – bekommen habe.

⁶ Sehr dünner Tofu, der in einem Prozeß, der der Herstellung von Wachskerzen ähnelt, aus der Lake geschöpft und vielfach übereinander geschichtet wird.

⁷ Die Shamisen ähnelt einer Gitarre, die Koto einer langen Zither und die Shakuhachi ist eine Flöte aus Holz.

Als Schüler der Traditionellen Chinesischen Medizin in Peking

Alois Neudorfer

Schon vor dem Landeanflug auf den neuen großen Flughafen von Beijing im Norden der Stadt war mir über der Inneren Mongolei (Wüste Gobi) eine Zuderzucker-Schneesicht aufgefallen – und tatsächlich präsentierte sich die 20-Millionen-Metropole Anfang Februar 2014 in einem hierorts seltenen hauchdünnen, weißen Kleid. „Vor zwei Tagen hat es geschneit“, meinte der Taxifahrer auf dem Weg ins Stadtzentrum, „und nun ist die Luft sauber.“ Naja, mehr als fünf Zentimeter waren es nicht und das Weiß war größtenteils schon wieder in einem stumpfen Grau gewichen, aber ich ließ seinen Optimismus gerne gelten. Denn ich freute mich, nach zwei Jahren wieder an dem Ort zu sein, wo meine Frau und ich fast vier Jahre (sehr gerne) gelebt hatten.



Der Verfasser (vorne links) mit seinen Kollegen

Ich hatte vor, zwei Monate zu bleiben. Ich wollte ein paar liebe Freunde sehen, im Krankenhaus meine Tuina-Massage-Praxis¹ festigen und vor allem wieder täglich mit chinesischen Lehrern und Partnern Qigong üben. Es ließ sich gut an, besser als gedacht. Denn die schlechten Luftwerte, die zuletzt aus dem nördlichen Harbin gemeldet worden waren, schienen auf Beijing nicht zuzutreffen. Und auch der Gestank von den Myriaden von Raketen des kurz zuvor gefeierten chinesischen Neujahrsfestes, der sonst jedes Jahr noch lange über der Stadt hing, war bereits verflogen. Auch nicht der übliche Stau auf der Stadt-Autobahn, so daß ich in einer Dreiviertel Stunde bereits in meinem kleinen Zimmer nahe dem Ritan-Park im Stadtzentrum war. Es

¹ Tuina ist eine chinesische Massageform (tui = schieben, drücken, na = greifen, ziehen).

war zwar sehr kalt, doch die Chinesen hält ja so leicht nichts davon ab, sich außer Haus aufzuhalten. Hauptsächlich warm gekleidet. Und schon braust man bei leichten Plus-Graden und fest verummumt mit den E-Bikes (die heutzutage fast restlos alle Fahrräder ersetzt haben) wieder durch die Straßen oder bevölkert die Cafés und Restaurants der Innenstadt. Selbst bei tiefen Temperaturen spielt sich draußen viel mehr Leben ab als bei uns. Es ist schön, zurück zu sein!

Am übernächsten Morgen begeben sich mich während der Vormittagspraxis gleich in meine ehemalige Tuina-Massageschule im Dongzhimen-Krankenhaus. Am Eingang schlägt mir sofort der typische, geliebte Geruch von Moxa entgegen, einige frühere Lehrer begrüßen mich mit einer herzlichen Umarmung, so daß ich das Gefühl habe, gar nicht lange weg gewesen zu sein. Ich darf ohne viel Umstände auch sofort wieder selbsttätig oder mithilfe chinesische Patienten massieren.

Natürlich bin ich auch begierig darauf, etwas Neues zu lernen, wie das Schröpfen, das mein Lehrer neuerdings vermehrt praktiziert. Die Schröpfgläser werden z.B. nach der Massage aufgesetzt, um deren Wirkung zu verstärken. Oder: das Schröpfen auf bestimmten Akupunkturstellen ist die alleinige Behandlungsmethode, womit z.B. bei Erkältungskrankheiten eine sehr gute Wirkung erzielt wird. In jedem Fall stehen die Gläser unter Vakuum (dasselbe Prinzip wie mit den Einweckgläsern). Die

Gläser dürfen auf keinem Fall länger als 5-10 Minuten auf der Haut sein, und das Vakuum darf dabei nicht zu groß sein, da sonst die Haut geschädigt wird. Eine weitere Anwendung ist das sog. „Flash-Schröpfen“, wobei die Gläser nur ein oder zwei Sekunden an der Haut haften und damit vor allem zu deren Entspannung dienen. Man kann sogar mit den Schröpfgläsern den Rücken massieren, wenn sie unter leichtem Vakuum stehen und die Haut etwas eingeölt ist.

Ich lerne in diesen Tagen viel Neues und fühle mich recht wohl in Beijing. Doch ab Mitte Februar mischt sich in meine gute Stimmung verstärkt Besorgnis wegen der dramatisch schlechten Luftqualität. Die Sicht reicht in der Innenstadt gerade noch bis zu den Hochhäusern auf der gegenüberliegenden Seite der Stadtautobahn. Immer mehr Menschen tragen Atemschutzmasken und gucken stän-

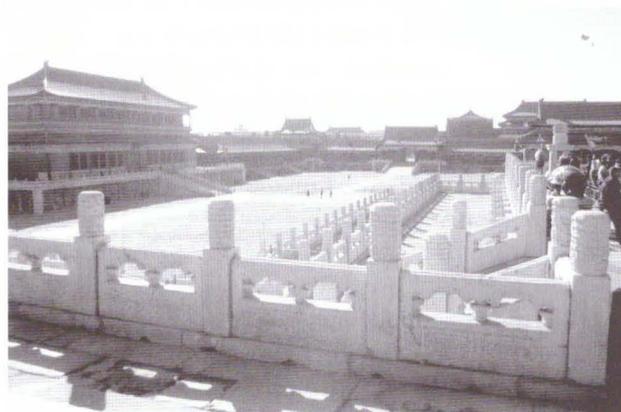
dig auf ihre iPads, um auf der Air-Pollution-Informationssseite (www.aqicn.org) nach dem aktuellen Real-time Air Quality Index (AQI) zu sehen. Der Grenzwert ist mittlerweile 35-fach überhöht und liegt bei der Marke von 473! (0-50 gelten auf der Skala als noch „gut“, 150-200 als „ungesund“, 200-300 als „sehr ungesund“ und ab einem Wert von 300 spricht man von „äußerst riskant“.) Auch ich trage nun eine der Schutzmasken, die mir ein Freund geschenkt hat. Und verbittert stelle ich mir die Frage, warum es mit dieser Atemluft soweit gekommen ist und warum amtlicherseits nichts dagegen unternommen wird. Nicht einmal der Autoverkehr wird, wie sonst üblich, eingeschränkt. Wahrscheinlich weil das kurzfristig auch gar nichts nutzen würde, da die Hauptursache für die schlechte Luft in der Verfeuerung der Kohle zum Heizen und Verstromen liegt. Jetzt die Kohle-Verfeuerung runterzufahren, denke ich mir, würde zudem nur die Versorgung mit Wärme und Strom beeinträchtigen und hätte wohl auch erst langfristig einen Effekt. Also geschieht nichts.

Ich bin ziemlich traurig darüber, daß man draußen überhaupt nichts mehr unternehmen kann. Höchstens mit der Atemschutzmaske einmal um den Block gehen, das kann's doch nicht sein! Und an Qigong im Park ist überhaupt nicht zu denken. Ein paar Qigong-Freunde und ich behelfen uns notdürftig mit einem kleinen Übungsraum in einem Kulturzentrum, doch das macht auf Dauer auch keine Freude. Der Ritan-Park nebenan ist, wenn ich auf dem Nachhauseweg vorbeikomme, stets verwaist. Jene etwas abgegriffenen Bäume dort, die ich für mich 2008 „Qi-Bäume“ getauft hatte, wurden damals an schöneren Tagen immer von gewissen Qigong-Praktizierenden „umarmt“. Sie haben sich mit dem Rücken an ihnen gestoßen bzw. massiert, um deren Qi zu empfangen. Ein schönes Bild, doch leider von der aktuellen Wirklichkeit weit entfernt.

Schließlich reift in mir der Plan, meinen Aufenthalt in Beijing abzukürzen. Die Luft-Situation wird langsam untragbar. Kurz entschlossen buche ich gegen Monatsende meinen Flug um: Rückflug einen ganzen Monat früher. In diesem Augenblick fühle ich mich schamhaft privilegiert, denn ich kann ja jederzeit von hier abreisen; anders als etliche Millionen armer Beijinger, die in der schlechten Luft ausharren müssen.

In der letzten Woche meines Aufenthalts versuche ich noch einiges von dem zu erledigen, was ich mir anfangs vorgenommen hatte. Doch mit Bedacht und ohne Hektik. Denn ich werde, sage ich mir, sicher wieder (bei besseren Bedingungen) zurückkehren, in eine Stadt, über die selbst ein Beijinger Wissenschaftler unlängst sagte, daß sie eigentlich

unbewohnbar sei. Ja, eigentlich! Muß man wirklich ein bißchen verrückt sein, um nach Beijing zu reisen?



Die Verbotene Stadt nach dem Smog

Natürlich wurde bald nach meiner Umbuchung das Wetter schlagartig besser. Wie hätte es auch anders sein können? Binnen kurzer Zeit schob sich eine riesige Dreckwolke vom Nordosten Chinas rüber auf die koreanische Halbinsel und beglückte nun die Menschen in Seoul mit schlechten Luftwerten. Und in Beijing war strahlender Sonnenschein.

Jetzt konnte man wieder draußen üben. Einige Mitglieder meiner ehemaligen Qigong-Schule und ich trafen sich nun noch ein paar Mal am Morgen in einem Hutong zum Üben von Baguazhang, einer Qigong-Art, die aus den Kampfkünsten stammt und heutzutage eher als effizientes Mittel zur Gesundheitsprophylaxe dient. Ich nutzte das urplötzlich schöne Wetter auch, um wieder einmal einen Ausflug in die Verbotene Stadt zu unternehmen, die ich noch nie zuvor so strahlend klar und fast angsteinflößend imperial erlebt hatte [siehe auch *Abb. S. 51*]. Von besonderem Reiz waren an diesem Tag auch die darin liegenden kaiserlichen Gärten mit ihren uralten Bäumen, die in der Sonne zum Verweilen einluden.

Als Teefreund mußte ich vor meiner Abreise auch unbedingt noch in die „Teestraße“, die Malian Dao (mit vielleicht 1000 Läden die wohl größte Ansammlung von Teefachgeschäften auf der Welt) im fernen Südwesten der Stadt fahren, um meinen Vorrat an Puer- und Oolong-Tee aufzustocken. Dort gehen einem die Augen über, und der Gaumen läßt sich mit den ausgefeiltesten Teesorten verwöhnen.

Mein Tee-Ausflug und noch ein ausgiebiges Jiaozi-Essen mit Freunden waren zugleich der Abschluß meiner diesjährigen Beijing-Reise. Wie schon gesagt, ich werde bald wiederkommen. Keine Frage! Vielleicht schon nächstes Jahr, aber dann im Oktober während der „Goldenen Woche“, wenn die Gingkobäume mit ihren goldgelben Blättern in der Sonne leuchten...

Vermischtes

Leserbriefe

Bei der Edition des 2. Teils der Erinnerungen von Hermann Gipperich in der Juni-Ausgabe von *StuDeO* ist Ihnen auf S. 15 in Anm. 10 eine Personenverwechslung unterlaufen. Der Vorsitzende der Deutsch-Japanischen Gesellschaft, der im Mai 1933 sein Amt aufgab und durch Paul Behncke ersetzt wurde, und der spätere Botschafter der Bundesrepublik in Japan hießen zwar beide Wilhelm Haas, sind aber nicht identisch.

Der Wilhelm Haas, der bis 1933 an der Spitze der DJG stand, war 1883 in Nürnberg geboren worden, hatte Philosophie, Psychologie und Soziologie studiert, 1910 promoviert, während des Ersten Weltkrieges im Auswärtigen Amt in der Nachrichtenstelle für den Orient gearbeitet und sich 1919 in Köln habilitiert. Sein Hauptinteresse galt dem Iran. Seit 1923 war er Professor an der Deutschen Hochschule für Politik und seit 1927 auch an der TH Charlottenburg. 1933 emigrierte er nach Persien, wo er bis 1939 als Berater des Unterrichtsministeriums und Leiter des von ihm gegründeten Ethnographischen Museums wirkte. 1940 ging er in die USA und lehrte 1941/42 an der Universität Den-

ver, 1943-48 an der Columbia University in New York. Dort starb er 1956.

Der andere Wilhelm Haas, geb. 1896 in Bremen, war promovierter Jurist, seit 1922 im Auswärtigen Dienst tätig, seit 1934 an der Botschaft in Tokyo als Leiter der Wirtschaftsabteilung. 1937 wurde er entlassen, weil er sich weigerte, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen. Zwischen 1939 und 1946 lebte er als Berater der IG Farben-Verwaltung in China [*Peking*]. Im Sommer 1946 kehrte er mit Hilfe der UNRRA nach Europa zurück, lebte zunächst einige Monate in der Schweiz, wurde Ende 1947 persönlicher Referent des Regierenden Bürgermeisters Wilhelm Kaisen in Bremen und bald darauf Chef der Präsidialabteilung des Bremer Senats. 1949 wechselte er nach Bonn ins Bundeskanzleramt und war maßgeblich am Aufbau des neuen Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik beteiligt. 1951 wurde er Ministerialdirektor, 1952 Botschafter, erst in Ankara, 1956 in Moskau und 1958-61 in Tokyo. Er starb 1981 in Bremen.

Hans-Joachim Bieber

Vielen herzlichen Dank für das *StuDeO*-Heft Juni 2014 mit dem hübschen Vorderblatt. Der Artikel über Hankau [*heute Teil von Wuhan*] und die Buchbesprechung über die Jesuiten, die eine Zeitlang am Hof in Peking lebten, haben mich besonders interessiert. In meinem Buch "Old Beijing. Postcards from the Imperial City" [North Clarendon: Tuttle Publ. (2012), S. 86-91] sind neun Zeichnungen des Jesuiten Giuseppe Castiglione (1688-1766) von Gebäuden im halbfranzösischen /

halbchinesischen Stil abgebildet. Er hatte sie im Auftrag des Kaisers Tsch'ien Lung [*Qianlong*], der sich für alles Exotische begeisterte, für den Yuanmingyuan entworfen. Der Alte Sommerpalast wurde dann 1860 jäh zerstört [*siehe StuDeO-INFO Dezember 2013, S. 34f.*]. Meine Mutter als Pekingliebhaberin hat das sehr beklagt – es war eine historische Übeltat! Auch die Karriere des Konsuls Hermann Gipperich war interessant zu lesen.

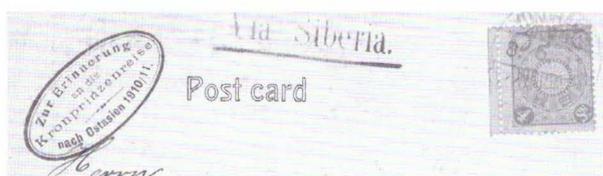
Felicitas Titus

Allerlei

Besuch des Kronprinzen 1911 in Japan ausgefallen. *StuDeO*-Mitglied Bernd Lepach, der sich mit den Biographien von Personen der Meiji-Ära (1868-1912) beschäftigt (www.meiji-portraits.de), besitzt eine Postkarte aus Japan, die den Sonderstempel „Zur Erinnerung an die Kronprinzenreise nach Ostasien 1910/11“ trägt.

Seine Recherchen ergaben jedoch, daß Kronprinz Wilhelm von Preußen (1882-1951) damals nicht bis Japan kam, so daß die Verwendung des Sonderstempels recht voreilig war. Soviel ist bekannt, daß der Kronprinz mit seiner Gemahlin Cecilie und

Gefolge die für mehrere Monate geplante Reise am 2. November 1910 in Berlin antrat. Ende November begaben sie sich in Suez an Bord der S.M.S. „Gneisenau“, um die Reise über Ceylon nach Indien fortzusetzen.



Der deutsche Gesandte für Japan, Alfons Freiherr Mumm von Schwarzenstein, der seine Entlassung aus dem Reichsdienst beantragt hatte und sich bereits in Deutschland befand, kehrte im Januar 1911 nach Tokyo zurück, „um Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen während Höchstdessen Aufenthalts in Japan seine reichen Erfahrungen zur Verfügung zu stellen“. Der Besuch des Kronprinzen wurde indessen später abgesagt. Am 12. Februar 1911 wurde Mumm auf eigenen Antrag in den Ruhestand versetzt und kehrte nach Deutschland zurück.“ [Quelle: Hans Schwalbe / Heinrich Seemann (Hrsg.): *Deutsche Botschafter in Japan 1860-1973*, OAG 1974, S. 74.]

Meine Mutter, die mandchurische Prinzessin.

Der Fernsehsender WDR strahlte am 30. Mai um Mitternacht eine Dokumentation mit diesem Titel über die Familie Heinrichsohn aus. Im Mittelpunkt steht Theodor (Teddy) Heinrichsohn. Die Filmmacher Frank Sieren und Martin Gronemeyer folgen seinen Spuren durch das heutige Shanghai, blenden alte Schwarz-Weiß-Fotos ein und lassen sich von seiner Familie und seinen Erinnerungen an die alten Zeiten erzählen. Teddy tut das erfrischend unbefangenen und unterhaltsam. Spontan setzt er sich an jedes Klavier und spielt auf, wie früher als junger Mann in den Clubs.

Teddy wurde 1930 als jüngster Sohn des aus Ostpreußen stammenden Friedrich Karl Heinrichsohn in Changsha in der Provinz Hunan geboren. Laut einer Aufstellung der Liebenzeller Mission wurde der ausgebildete Prediger Heinrichsohn 1903 nach Changsha ausgesandt, wechselte aber schon 1908 zu einer amerikanischen Mission und heiratete eine Amerikanerin. Im Ersten Weltkrieg trat er ganz aus dem Missionsdienst aus und arbeitete fortan für deutsche Firmen.

Teddys Mutter Christine, die zweite Frau seines Vaters, war eine junge Chinesin, die aus einer vornehmen, aber verarmten mandchurischen Familie stammte. Man nannte sie „Prinzessin“. 1941 schickte der Vater den elfjährigen Teddy in Begleitung seiner Lehrerin, Fräulein Demand (später verheiratet mit Michael Müller), auf die weite Reise über Hanoi in Französisch-Indochina (heute Vietnam) nach Shanghai, damit er die Kaiser-Wilhelm-Schule besuche. Damals sprach Teddy nur Chinesisch und Englisch. Er wurde im Missionskinderheim untergebracht (wie z.B. auch die Kinder der Familie Bürklin) und kam in die 6. Klasse. Dort lernte er dann bei dem strengen, aber guten Lehrer Martin Krebs Deutsch.

Ob ein privates oder politisches Ereignis zum Abbruch der Reise des Kronprinzen zwang, ist nicht bekannt. Wenn nicht etwa persönliche Gründe vorlagen, könnte die politische Großwetterlage in Ostasien die Umkehr veranlaßt haben. Am 22. August 1910 war Korea unter dem Namen „Chosen“ in das Japanische Kaiserreich einverleibt worden. In China erhob sich 1910/1911 in mehreren Provinzen das hungernde und unter der Steuerlast leidende Volk und im Mai 1911 entstand dort eine breite Bewegung zur Verteidigung nationaler Eisenbahnrechte – revolutionäre Erschütterungen, die in dem Aufstand vom 10. Oktober 1911 in Wuchang am Yangtse gipfelten, der das Mandchu-Regime schließlich stürzte.

Dr. med. Walter Röhm (geb. 1905), der wie seine Eltern sein Leben dem Missionsdienst gewidmet hat, kannte die Familie Heinrichsohn in Changsha. In seiner Biographie schildert er das Ende der Missionstätigkeit unter den Kommunisten in Südchina und schreibt:¹ „Außer uns [den evangelischen Missionaren] und den Katholiken lebte in Changsha noch ein Deutscher, Herr Heinrichsohn, ehemaliger Missionar und später tätig bei einer deutschen Firma, die aber nicht mehr vertreten war.“² [...] Er bewohnte ein Haus auf der Insel im Hsiang-Fluß,³ erwarb seinen Unterhalt durch Gemüseanbau und führte ein armseliges Leben. [...] Seine frühere Firma gewährte ihm [in Deutschland] eine Altersversorgung. – Er war der einzige, der zum Bahnhof kam, um sich von uns zu verabschieden.“⁴

Teddys Eltern wollten 1954 ausreisen. Am Brückenübergang nach Hongkong aber wurde die „Prinzessin“ zurückgehalten, und F. K. Heinrichsohn mußte die Reise nach Deutschland alleine antreten. Er hat seine Frau nie wiedergesehen. Ein Jahr später mußte auch Teddy nach Verlust allen Hab und Guts China über Hongkong verlassen. In Deutschland trat er in die I.G. Farbenindustrie AG in Leverkusen ein.

¹ Walter Röhm: *Wie Gott in drei Erdteilen führte*, Selbstverlag 1995, S. 98. Seine Arbeitsfelder lagen in Deutschland, China und Äthiopien.

² Deutsche Farben-Handelsgesellschaft Waibel & Co., Changsha.

³ Die Insel hieß „Ox Head Island“ (Ochsenkopfsinsel). Dort wohnten die meisten Ausländer.

⁴ Die Familie Röhm reiste im Mai 1952 aus. In der Volksrepublik wurden die Ausländer streng kontrolliert, auch in Changsha, indem z.B. die Kontakte untereinander unterbunden wurden und damit auch das Verabschieden am Bahnhof.

Zum Tode von Gert Voss. Der Schauspieler ist am 13. Juli 2014 im Alter von 72 Jahren in Wien gestorben. Er galt als einer der besten deutschsprachigen Bühnenschauspieler, der alle großen Rollen der Theatergeschichte an den wesentlichen Häusern wie der Berliner Schaubühne und dem Wiener Burgtheater spielte.

Wenig bekannt dürfte sein, daß er in Shanghai geboren wurde. Er kam am 10. Oktober 1941 als erster Sohn des Kaufmanns Wilhelm Voss und seiner Frau Marion geb. Scheinhütte zur Welt und erhielt den Namen Peter. Später änderte er ihn in Gert, um nicht ständig auf den Filmhelden in „Peter Voss, der Millionendieb“ angesprochen zu werden.

Seine Mutter ist als Tochter von Julius und Ida Scheinhütte in Nordchina aufgewachsen. Als Wohnsitz geben die von 1925 bis 1939 publizierten Adreßbücher „ADO“ Peking, Mukden und ab 1937 Dairen an. Marions Vater, Ing.-Chemiker, arbeitete für verschiedene Firmen, unter anderem für „Behn, Meyer China Co.“. Ab 1932 firmierte er selbständig unter „J. Scheinhütte, Beratender Ingenieur und Metallurge“ und arbeitete später in Dairen als Berater für „Otto Wolff, Köln“. Die im August 1945 in die Mandschurei eingedrungenen Sowjets verschleppten Julius Scheinhütte und viele andere in sibirische Gefangenschaft. Erst 1952 wurde er nach Deutschland entlassen.

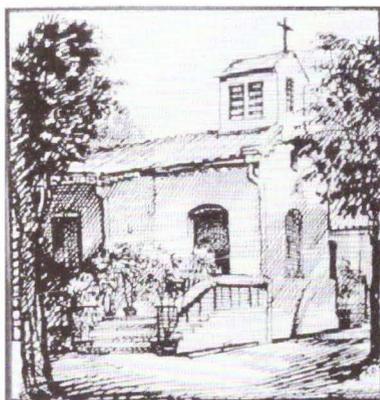
Wilhelm Voss erhielt offenbar eine optische Ausbildung bei der Firma Carl Zeiss Jena, die in China von der großen Import/Export-Firma Carlowitz & Co. vertreten wurde. Von 1929 an ist Voss jedenfalls in den Optischen Abteilungen der Carlowitz-Filialen in Tientsin, Shanghai, Dairen (ab 1938) vermerkt und ging danach wieder nach Shanghai. In Dairen wird er seine spätere Frau getroffen haben. Nach dem Krieg führte Wilhelm Voss die Carl Zeiss-Geschäftsstelle in Köln.

Als die Familie am 1. September 1947 Shanghai mit dem US-Truppentransporter „General Black“ verlassen mußte, war Peter/Gert keine sechs Jahre alt. So wundert es nicht, daß er 2001, zum ersten Mal als Erwachsener in seiner Geburtsstadt, nichts wiedererkannte, nicht ihr Haus in der Amhurst Avenue und nicht den Bund – bis er den Jessfield Park betrat, wo er als Kind oft geangelt hatte. Auch die Erinnerungen an Gerüche kamen wieder. Anlaß der Reise war ein Filmportrait, das der Österreichische Rundfunk (ORF) zum 60. Geburtstag des gefeierten Schauspielers drehte.

Im Jahre 2011 erschien die reich bebilderte Biographie „Ich bin kein Papagei“. Gert Voss. Eine Theaterreise“, aufgezeichnet von seiner Frau, der Dramaturgin Ursula Voss. Die ersten Seiten sind Shanghai und der Schiffsreise 1947 gewidmet.

Von Norden und von Süden... 20 Jahre Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache [EGDS] Peking. Dokumentation der Jubiläumswoche 2. bis 9. Juni 2013, mit ausgewählten Texten zur deutschen evangelischen Missions- und Kirchengeschichte in China. Selbstverlag 2014, reich bebildert, 294 S.¹ Mit dem Titel nehmen die Herausgeber, Pfarrer Dr. Karl-Heinz Schell und Gesine Weber, den zweiten

Teil des Verses aus Lukas 13, 29 auf: „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tische sitzen werden im Reich Gottes.“ Der Dokumentationsband ergänzt die Festschrift, die zum Jubiläum der EGDS Peking im Frühjahr 2013 herauskam. Im StuDeO-INFO Dezember 2013 (S. 24-29) erschien eine Kurzfassung der Festschrift, die nun im Dokumentati-



¹ Dieser Dokumentationsband (18 €) und die Festschrift (Titel: Von Osten und von Westen..., 12 €), können bei der EGDS Peking erworben werden (jeweils plus Versand), E-Mail: dt_gemeinde_pekings@hotmail.com, oder über das Kirchenamt der EKD, Abteilung Auslandsarbeit, Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover, Tel. 0511-2796-0, Fax 0511-2796-707, E-Mail: info@ekd.de.

onsband nachgedruckt wurde (S. 194-203). Einen großen Teil des Bandes nimmt die Beschreibung der Veranstaltungen der Jubiläumswoche und des Festgottesdienstes am 9. Juni 2013 ein. Es folgen Beiträge über den Festgottesdienst am 27. Oktober 2013 zum 100. Jubiläum der Deutschen Evangelischen Gemeinde Tianjin, über „10 Jahre EGDS Changchun“ und ein Aufsatz von Dr. Wilhelm Matzat über die Christuskirche in Tsingtau (S. 228-247) mit Impressionen aus dem heutigen Qingdao.

Anschließend wird die Korrespondenz der Kirchengemeinderatsvorsitzenden Edna Li mit Renate Jährling und Erika Schödel geb. Rothe wiedergegeben. Diese war 1980 wohl die letzte Deutsche, die die 1938 eingeweihte, bis heute verschwundene Glocke der Pekinger Deutschen Kapelle (Bild) gesehen hat. Die EGDS Peking wird eine neue, durch Spenden finanzierte Glocke gießen lassen. Das letzte Kapitel ist schließlich dem Thema „Mission und Ökumene“ gewidmet.

Christian Eickhoff: Von der Weser an den Yangtse-Kiang. Eine deutsch-chinesische Geschichte über vier Generationen von 1878 bis zur Gegenwart, eingebettet in die Darstellung des zeitgeschichtlichen Hintergrunds. Selbstverlag 2014, Großformat, 77 S., Copy-Print, Chinakarte, über 100 Fotos und Abbildungen.

Eickhoff schreibt dazu: „Mein Großvater, Ernst Wilhelm Eduard Eickhoff [siehe *StuDeO-INFO Juni 2014, S. 9f.*], als junger Freiwilliger 1897 nach China gelangt, wo er es schnell zu Ansehen und Wohlstand brachte, war in den Idealen seiner Zeit verfangen. Er verlor drei seiner Söhne im

Zweiten Weltkrieg. Sein Leben nach der 1951 erfolgten Aussiedlung aus China war von bitteren Erfahrungen im kriegszerstörten Deutschland geprägt. Sein ältester Sohn Freddy (Friedrich Georg Eickhoff), mein Vater, und seine Familie überlebten mit viel Glück den Krieg. Sohn und Enkel haben andere Wege eingeschlagen.“

Bei Interesse an der Familiengeschichte bitte an Christian Eickhoff wenden. Bestelldaten: E-Mail: mueller.eickhoff@htp-tel.de, Tel. 0511-4106040. Der Preis hängt von der Zahl der Bestellungen ab. Bei 30 Exemplaren betragen die Druckkosten per Stück 24,- € (plus Versand).

Nachwuchsförderung Drehbuch 2013/2014 – Nürnberger Autorenstipendium. Mitglied Martina Böleck unter den fünf Stipendiaten (siehe www.kubiss.abcd.biz/kubiss/autorenstipendium/).

Am 1. Juli 2014 konnte Martina Böleck auf dem Münchner Filmfest das im Rahmen des Stipendiums entstandene Drehbuch „Knödel mit Stäbchen“ gemeinsam mit den Stipendiaten der Nürnberger und Münchner Drehbuchwerkstatt einem Fachpublikum vorstellen. Die Tragikomödie spielt in einem kleinen bayerischen Dorf und handelt von der Begegnung zwischen einem grummeligen Rentner,

der um seine verstorbene Frau trauert, und einer jungen chinesischen Austauschstudentin. Das geht erst einmal schief und doch entsteht schließlich – allen kulturellen Unterschieden zum Trotz – eine Freundschaft zwischen den beiden und sie entdecken unerwartete Gemeinsamkeiten.

Böleck sagt dazu: „Mir war es ein Anliegen, China mal auf eine andere Art darzustellen und nicht die üblichen China-Klischees zu reproduzieren.“ Dabei konnte sie u.a. auf ihre Erfahrungen als Deutschlehrerin an einer chinesischen Universität in Peking zurückgreifen (2003-2008).

KWS-Treffen in Köln vom 10. bis 14. Juli 2014.¹

Peter Cortum war es wohl, der mir zuerst von den regelmäßigen Treffen der ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Schüler erzählte. Die Kaiser-Wilhelm-Schule Shanghai, eine Schule, die vor knapp siebenzig Jahren geschlossen wurde. Und deren Schüler treffen sich noch heute regelmäßig?! Meine Hamburger Abiturklasse treffe ich nur etwa alle zehn Jahre. Wir sind uns eher fremd geworden. Wie viele kommen denn zu dem KWS-Treffen? Und wie alt sind die Teilnehmer dort?

In diesem Jahr kamen 41 Ehemalige nach Köln, viele mit Anhang, so daß wir beim „Wallah Wallah“ am Samstagabend 90 Personen waren. Das Durchschnittsalter der zum Teil von weither Ange-reisten (aus den USA, aus Kanada, Finnland, den Niederlanden und der Schweiz) liegt wohl etwa bei 80 Jahren. Die meisten waren gut zu Fuß, und alle waren rechtzeitig zur Stelle, wenn es galt, zur Stadtrundfahrt in die Busse zu steigen oder zur Kaffeefahrt in den Rheindampfer. Dort schmeckten Kaffee und Kuchen; an den beiden gemeinsamen Abenden, dem Chinese Chow und dem besagten Großen Wallah, waren die Menüs liebevoll ausge-

sucht. Auch die Rundgänge durch den Kölner Dom und das Praetorium wurden gern wahrgenommen. Von den angebotenen Museumsbesuchen fand das Ostasiatische Museum den meisten Zuspruch. Aber eigentlich ging es an diesen Tagen vor allem um das Eine: Das Wiedersehen. Dabei wurden natürlich viele Erinnerungen aufgefrischt, aber nicht nur das Vergangene war Thema, sondern auch das Heute, der Austausch über Geschäfte, Reisen und Bücher sowie das Kennenlernen der nächsten Generation(en). Bei allem Unterschied der Lebenswege war eine schöne Verbundenheit zu spüren.

Die Gäste – die chinesische Bibliothekarin Bao Zhong, Martina Böleck (Publikation: „Wie überall und nirgendwo sonst. Fünf Jahre China“), Renate Jährling (StuDeO-Archiv und -Redaktion),

(StuDeO-Fotothek) und ich – wurden herzlich in die Runde aufgenommen. Man beantwortete unsere Fragen, berichtete, zeigte Fotos und tauschte Erfahrungen aus.

Ein fröhliches Treffen, das in zwei Jahren in und um München seine Fortsetzung finden soll.²

Christine Maiwald³

¹ Die Organisation lag in den guten Händen von Detlev Siemssen und Werner Filz-Siemssen.

² Verantwortlich: _____ und Elsa Schulz.

³ Christine Maiwald arbeitet an einer Biographie ihres Großonkels Hermann W. Breuer (1884-1973), Shanghai.

Vereinsnachrichten

◆ Abschied von unserem Redakteur

Das Ableben von Ernst Dietrich (Dieter) Eckhardt macht uns sehr traurig. Unser Vorstand verliert einen lebenswürdigen Kollegen und erfahrenen Redakteur. Über zehn Jahre setzte er sich zuverlässig und souverän für die StuDeO-INFOs ein. Siebenundzwanzig Hefte sind unter seiner Leitung entstanden. Bis zuletzt redigierte er noch Beiträge für dieses Heft. Dieter Eckhardt hat uns vorgelebt, wie man auch unter schwierigen Umständen große Leistungen erbringen kann. StuDeO ist sehr dankbar für sein langjähriges Engagement.

◆ Mitglieder

Herzlich begrüßen wir in unseren Reihen neun neue Mitglieder:

Dr. Patricia Bieling-Weber, Tochter von Barbara Bieling geb. Semmelhack (1923-2013) aus Shanghai; Haruko und Dr. Alexander Bürkner (von 1967 bis 2003 lange Aufenthalte in Tokyo);

Dr. Eva Katzenberger, Tochter von Dr. Vera Katzenberger geb. Bader (1919-2014) aus dem Hause „Kiessling & Bader“ in Tientsin. Das Café / Restaurant besteht heute noch unter dem alten Namen „Kiessling“, phonetisch „Qishilin“, in Tianjin und Beidaihe;

Christian Otto Leopold, Sohn von Gertrud Leopold geb. Mucks (*1925) aus Tientsin;

Dr. Christine Maiwald (Buchprojekt über Hermann Breuer, in Shanghai 1906-1952);

Dr. Dietmar Schneider (Buchprojekt über deutsche Ärzte und Schwestern in China);

Hans Steffens (in Shanghai von 1934 bis 1951);

Thomas Ulbrich (dreißig Jahre Südkorea, Chinaaufenthalte)

◆ Adressenänderung

Bitte geben Sie – per Adresse Renate Jährling – immer rasch bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer und/oder Ihre E-Mail-Adresse geändert haben.

◆ Archiv, Bibliothek und Fotothek

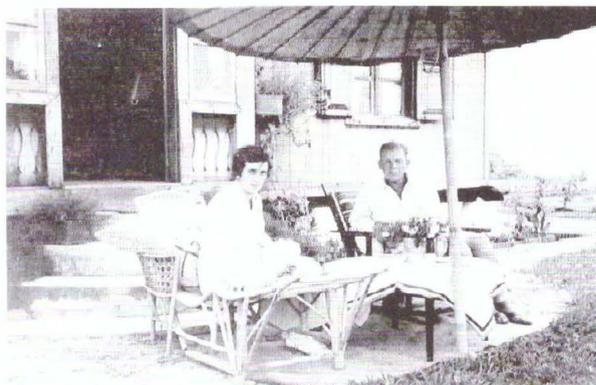
Mit Freude können wir mitteilen, daß zahlreiches interessantes Material (Dokumente, Bücher sowie Fotoalben) von diversen Mitgliedern eingegangen ist. Stellvertretend erwähnen wir Otto Ritter, der seltene Bücher aus seiner Japanbibliothek abgab, und Noline Hake, die sich freundlicherweise dafür einsetzte, daß unser Verein Material aus dem Nachlaß Eugen Fleglers erhielt, der sich im Besitz seiner kürzlich verstorbenen Tochter Gertraud Flegler befand. Eugen Flegler, technischer Dozent

an der Tongji-Universität Shanghai von 1936 bis 1938 und Hobbyfotograf, hinterließ Reiseberichte und historisch wertvolle Fotos in großer Zahl von seinen Reisen in China. Die Fotos wurden bereits 2010 in einer Wander-Ausstellung gezeigt.¹



*Leichenwagen, angeführt von Musikanten und Trauernden
Foto: Eugen Flegler, um 1937*

StuDeO dankt allen herzlich für die Zuwendungen und für ihr Vertrauen. Besonders danken möchten wir Ursula Schrewe geb. Vornhecke. Sie hat den sehr umfangreichen Nachlaß ihrer Eltern fabelhaft aufbereitet und dem StuDeO zum Abfotografieren zur Verfügung gestellt. Die Sammlung beschreibt vollständig das Leben einer Pflanzfamilie auf Sumatra, die Jahre der Internierung und die dadurch bedingte Trennung des Ehepaars (Ilse Vornhecke verbrachte die Kriegsjahre mit ihrer kleinen Tochter in Shanghai)² sowie die Ängste der Verwandten in Deutschland, dies alles dokumentiert mit vielen Privatbriefen, Fotos und sonstigen Unterlagen.



Ilse und Heinz Vornhecke auf Sumatra, Februar 1937

¹ Hake, Noline / Schomann, Stefan / Eberspächer, Cord (Hrsg.): *Jenseits von Shanghai*. Eugen Flegler: *Chinabilder 1936-1938*. Begleitband zur Ausstellung des Konfuzius-Instituts Düsseldorf (2010).

² Siehe StuDeO-INFO Juni 2014, S. 28-30.

◆ Beiträge und Spenden, Überweisungsformulare

Um die Zahlungen für die in Deutschland ansässigen Mitglieder und Spender zu erleichtern, liegen diesem Heft vorgedruckte SEPA-Überweisungsformulare bei. Bitte denken Sie daran, den Beitrag für 2015 rechtzeitig (und womöglich noch ausstehende Beiträge alsbald) zu entrichten. Sie können natürlich einen Dauerauftrag einrichten. Die Mitgliedsbeiträge sind jeweils im ersten Quartal des laufenden Jahres fällig. Aufwendige Zahlungserinnerungen möge man der Schatzmeisterin bitte ersparen.

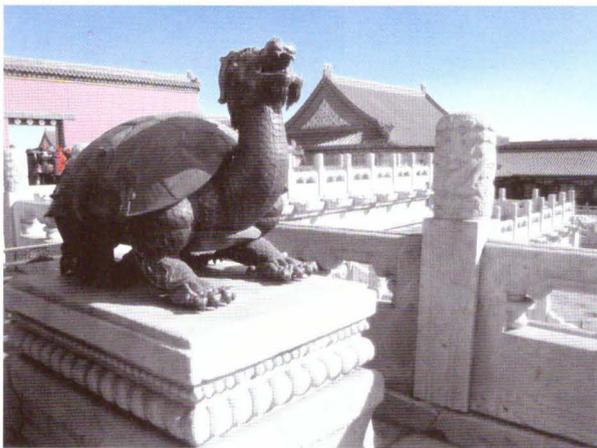
Besonders dankbar ist der Verein für alle Spenden, die in diesem Jahr eingegangen sind.

◆ Beitragszahlungen in USA und Canada

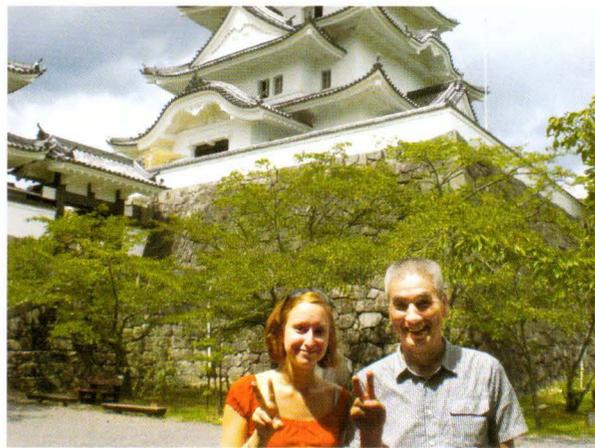
Seit dem 1. Januar 2014 werden die Mitglieder in den USA und Canada gebeten, ihre Beiträge in Euro direkt auf das StuDeO-Konto bei der Postbank Hannover zu überweisen, ggf. Mitgliedsbeiträge für mehrere Jahre im Voraus, um Gebühren zu sparen. Es besteht freilich auch die Möglichkeit des kostengünstigeren Online Bankings.

Inhalt

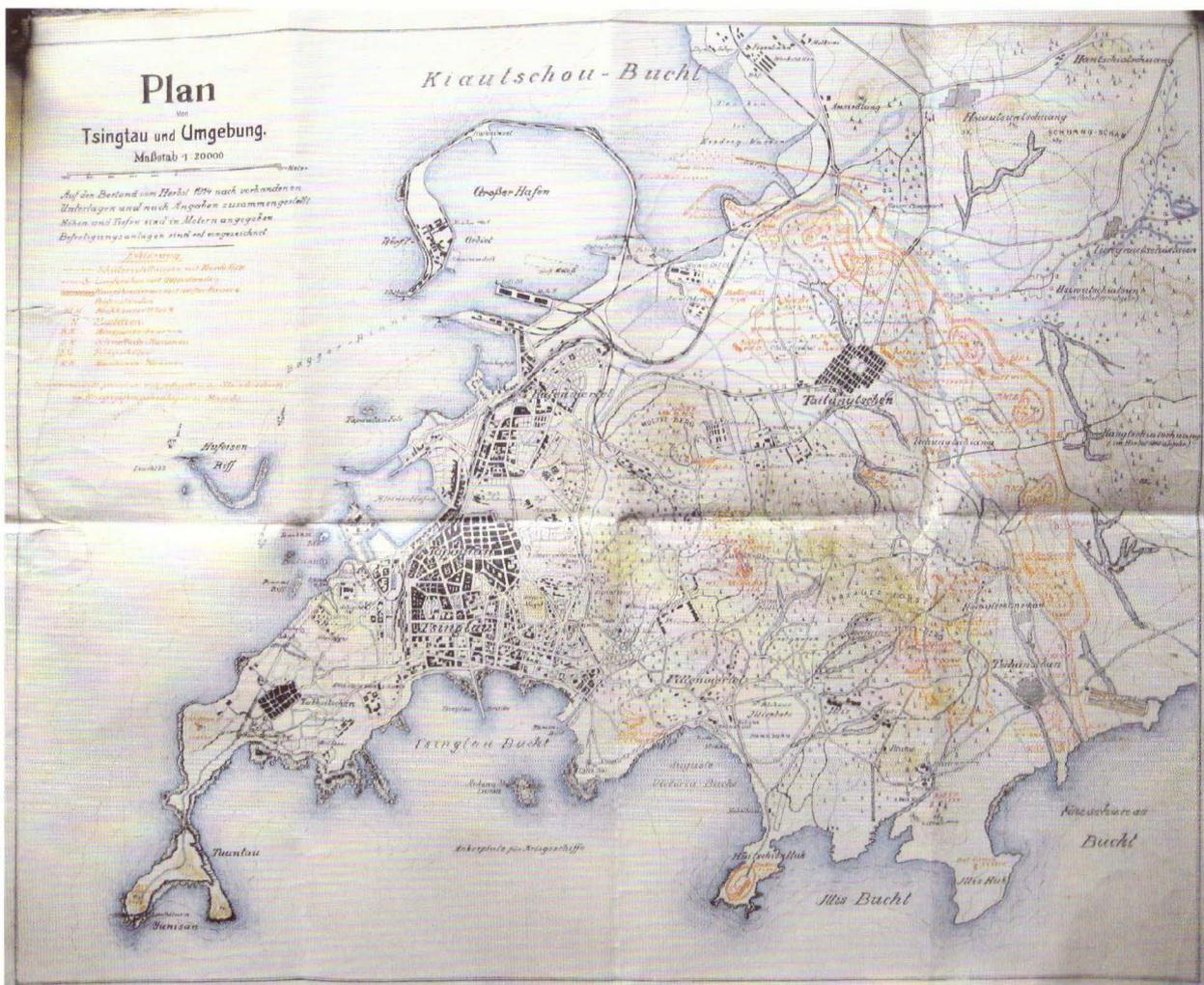
Basisinformation zu StuDeO	2
Grußadresse des Vorsitzenden	3
Nachruf auf Ernst Dietrich (Dieter) Eckhardt von seinem alten (Schul)Freund Johann Michael Schmidt	4
Nachruf auf Albert Konrad Wetzel, Mitbegründer des StuDeO	6
Verstorbene Mitglieder und Freunde	7
Geburtstagsgratulationen	8
Peter Hütz: Franz Wilhelm Junghuhn (1809-1864), der Humboldt von Java. Die Lebensgeschichte eines bedeutenden deutschen Forschers. 2. Teil (Schluß)	9
Sylvia Bräsel: Fräulein Marie Anoinette Son(n)tag (1838-1922), eine international agierende Frau am Koreanischen Kaiserhof	11
Käthe Saxer: Vor einhundert Jahren: Trauer um Tsingtau. Briefe vom Herbst 1914 aus der Zuflucht in Peking. 2. Teil (Schluß)	15
Ingeburg Schulz geb. Miss: Carl Woeltje Schmidt bei Anz & Co. in Chefoo	22
Hermann Gipperich – Stationen eines Diplomaten in China 3. Teil: Vier Ortswechsel von 1927 bis 1931	26
Elise Hofmeister geb. Bahlmann: Automobilgeschichten – Unsere Autos in Shanghai	30
Edith Weinkopf (Schwester Simone OSB): Chronik der Familie Weinkopf, die sowohl Niederländisch-Indien als auch Indonesien erlebte	32
Renate Jährling: Ein Bild und seine Geschichte. Dr. Nelson und sieben Diakonissen aus Peking 1947 in Canton. Was Max Springweiler und Anna Schönleber dazu berichten können	36
Miriam Voge: Bericht über einen Japanaufenthalt im Rahmen meines Japanologie-Studiums	41
Alois Neudorfer: Als Schüler der Traditionellen Chinesischen Medizin in Peking	43
Vermischtes: Leserbriefe – Allerlei	45
Vereinsnachrichten	49



Blauer Himmel über der Verbotenen Stadt (zu S.43f.)
Foto: Alois Neudorfer



Miriam Voge und ihr Gastvater, Herr Nishiguchi,
vor dem Schloß von Iga in der Präfektur Mie (zu S. 41f.)



„Plan von Tsingtau und Umgebung. Auf den Bestand von Herbst 1914 nach vorhandenen Unterlagen [...] zusammengestellt.“
Gezeichnet und gedruckt in der Steindruckerei im Kriegsgefangenenlager Bando, um 1918.
Die Verteidigungsanlagen sind rot eingezeichnet (zu S. 15-22).

StuDeO-Archiv K0020

StuDeO „Ostasien-Runden“ Hamburg 2015

Sonnabend, 28. März
Sonnabend, 24. Oktober
um 12.00 Uhr im

Restaurant „Ni Hao“

Anmeldung jeweils bis spätestens
eine Woche vorher bei:

Gisela Meyer-Schmelzer

StuDeO-Runde Leonberg 2015

Samstag, 12. September
um 13.00 Uhr im

Restaurant „Golden Town“

Anmeldung bitte richten an:

Carl Friedrich

StuDeO-Runden München 2015

Samstag, 18. April
Samstag, 7. November
um 12 Uhr im

Restaurant „Mandarin“

Anmeldung bitte richten an:
Marianne Jährling

Renate Jährling

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen lädt ringsum zum Wandern ein. Für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, liegt der Tegernsee und hinter der nahen Grenze zu Österreich der Achensee.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, eine Küche mit Geschirrspülmaschine, ein Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden gebeten, Bettwäsche mitzubringen. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa zehn Minuten leicht bergauf.

Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Dr. Ursula Fassnacht (Adresse S. 2).



Blick vom Garten auf das Haus



Auf dem Weg nach Kreuth